

Georg Breidenstein, Stefan Hirschauer,  
Herbert Kalthoff, Boris Nieswand

# **Ethnografie**

**Die Praxis der Feldforschung**

UVK Verlagsgesellschaft mbH · Konstanz  
mit UVK/Lucius · München

#### 4. Distanzierungen: Strategien der Analyse

Nach einer gewissen Zeit, das können Wochen oder Monate sein, wird der beständige Wechsel zwischen Feld und Schreibtisch durch eine ausgedehnte Analysephase abgelöst. Sie kann eine analytische Pause vor einer zweiten Feldphase sein, sie kann auch bereits den Abschluss einer Studie einleiten. *Fieldnotes* und Protokolle, *analytical notes* und Memos haben einen inspizierbaren Textkorpus geschaffen, das heißt ein Objekt, das in einem weiteren Sinne wiederum beobachtet werden kann, und zwar wiederholt beobachtet werden kann. Diesen Korpus gilt es, auf eine Weise zu bearbeiten, dass daraus ein umfassender Forschungsbericht entsteht.

Distanzierung bedeutet in diesem Zusammenhang zweierlei: Zum einen geht die Analysephase oft mit einer räumlichen Entfernung einher. Dies kann der Rückzug an einen Schreibtisch sein, bedeutet aber oft eine Reise vom Forschungsort zu einem Ort des exklusiv wissenschaftlichen Arbeitens. Zum anderen, und dies ist wichtiger, bedeutet Distanzierung einen durch Analyseaktivitäten forcierten Reflexionsprozess, durch den sich der Ethnograf eine *intellektuelle Distanz* zu der unmittelbaren Erfahrung des Feldes erarbeitet. Da die Analyse des Datenmaterials wichtige Impulse für die Steuerung der Datenerhebung geben kann, empfehlen wir, die Beobachtungsphase zumindest einmal in der Hälfte der für die teilnehmende Beobachtung anvisierten Zeit oder auch mehrfach durch intensivere Analysephasen zu unterbrechen, in der Forschungsfragen anhand der Analyse der Daten ausgearbeitet und spezifiziert werden. Diese zwischenzeitlichen Analysephasen reduzieren vier typische Risiken ethnografischen Arbeitens (Charmaz/Mitchell 2001: 162): (a) den Verlust der analytischen Distanz zum Feld (*going native*), (b) die Produktion großer Mengen unfokussierten Datenmaterials, (c) die uferlose Ausdehnung der Beobachtung auf immer mehr Themen sowie (d) die Ansammlung unpassender oder nicht genügend reflektierter analytischer Perspektiven oder Konzepte, die sich in die Beobachtung eingeschlichen haben.

In unserer Darstellung der Methodologie der Ethnografie haben wir aufgezeigt, dass der ethnografische Wissensprozess in zwei Bewegungen besteht: Einer Annäherung an das Feld folgt eine Distanzierung von ihm. Dies entspricht nur oberflächlich einer groben zeitlichen Abfolge: Feldzugänge liegen eher am Anfang des Prozesses, die Datenanalyse eher am Ende. Tatsächlich handelt es sich um Gewichtverschiebungen in der ethnografischen Praxis.

Eine einfache zeitliche Abfolge im Sinne distinkter Phasen sind *Annäherung* und *Distanzierung* schon deshalb nicht, weil qualitative Forschungsdesigns wie oben dargestellt nach beständigem Wechsel von Datengewinnung und -analyse verlangen. Für die Ethnografie kommt jedoch ein weiteres Moment hinzu, das die Vorstellung zweier zeitlicher Phasen zersetzt: Die Analyse beginnt ausdrücklich schon in der Erhebungssituation. Die ethnografische Beobachtung unterläuft in ihrem Bemühen um das Verstehen kultureller Praktiken systematisch die Unterscheidung zwischen

bloßer Beschreibung und nachträglicher Analyse. Darüber hinaus schlägt sich die Ethnografin ständig mit der Frage herum, was an dem beobachteten Feld eigentlich analytisch interessant ist und auf welche Aspekte und Themen sie sich daher konzentrieren sollte. Dies sind grundlegende analytische Operationen, die oft schon zu weitreichende Einsichten implizieren – längst bevor die Datenanalyse im engeren Sinne begonnen hat.

Hinzu kommt als ein weiteres Spezifikum der Ethnografie, dass Datengenerierung und Datenanalyse im Prinzip auf die gleiche Praktik rekurren: das Schreiben. Wir erinnern an das vierte Markenzeichen der Ethnografie, die besondere Rolle, die das Schreiben und der Einsatz eigener Sprache schon in der Datenerzeugung haben (1.2.): Die Distanz wird schreibenderweise in den Prozess der Annäherung hineingetragen. Ethnografen schreiben sich allmählich in das Feld hinein, aus dem sie schon die erste Notiz hinausträgt. Und sie schreiben sich allmählich aus dem Feld heraus, in das sie sich schreibenderweise hineinbewegen. Dieser paradoxe Gedanke ist auf Anhieb nicht leicht zu verstehen, gehört zur Ethnografie aber so wesentlich wie das nicht minder widersprüchliche Konzept der teilnehmenden Beobachtung. Schon Clifford Geertz hielt fest:

»Was macht der Ethnograf?« Antwort: er schreibt. Auch diese Entdeckung mag nicht sonderlich aufregend erscheinen [...]. Da jedoch die stehende Antwort auf unsere Frage lautet: »Er beobachtet, er hält fest, er analysiert« [...] mag diese Entdeckung tiefgreifendere Konsequenzen haben, als zunächst absehbar ist; vor allem die, dass unter Umständen die Unterscheidung dieser drei Phasen der Erkenntnissuche normalerweise überhaupt nicht möglich ist, daß sie als autonome »Operationen« vielleicht gar nicht existieren« (Geertz 1987: 28f.).

Mit diesem Vorbehalt im Hinterkopf wollen wir nun aber jene Arbeit am Datenkorpus und an der Konturierung der Analyse beschreiben, die nicht mehr zu den Feldpraktiken gehört, sondern sich am Schreibtisch ereignet. Dieser Teil der ethnografischen Forschungspraxis ist durchaus anspruchsvoll und wiederum nicht einfach zu beschreiben – jedenfalls nicht anhand einer Handvoll anzuwendender Regeln, die dann die Produkte der Analyse hervorbringen würden. Einerseits muss die Analyse der Heterogenität und Komplexität nicht nur den ethnografischen Daten, sondern auch dem Forschungsgegenstand entsprechen, andererseits muss sie immer wieder auch pragmatischen Gesichtspunkten folgen und letztlich zu publizierbaren Produkten führen.

Die Schwierigkeit, den analytischen Prozess der Ethnografie zu explizieren, liegt auch daran begründet, dass dieser viele Aktivitäten umfasst, die so alltäglich und unscheinbar sind, dass sich deren Verlauf im Nachhinein nur noch schwer rekonstruieren lässt, wie etwa nachdenken, Ideen formulieren, analytische Perspektiven einüben. Bezeichnenderweise geben viele Ethnografien in ihren Methodenkapiteln zwar mehr oder weniger ausführlich Auskunft darüber, wie der Feldzugang organisiert und wie die Daten erhoben wurden, beschreiben aber nur sehr allgemein, wie diese analy-

siert wurden. Klassischerweise ist die Datenanalyse die *black box* des ethnografischen Forschungsprozesses. Dieses Kapitel soll Einblicke in diese *black box* geben.

Wie schon die Datenerhebung folgt auch die Datenanalyse pragmatischen Gesichtspunkten. Der partiellen Befreiung von Methodenzwängen in der Erhebungssituation, die der Ethnografin viel Raum zur Anpassung an die konkreten Gegebenheiten eines Feldes gibt, entspricht ein offener und explorativer Umgang mit »Methoden« der Datenauswertung, der dem je spezifischen Forschungsprozess anzupassen ist. Dennoch lassen sich einige Strukturmerkmale und Verfahren innerhalb des Analyseprozesses benennen. Diese liefern keine schlicht anzuwendenden Analyseverfahren, sondern ein Orientierungswissen, das dabei hilft, sich innerhalb des ethnografischen Analyseprozesses eigenständig orientieren zu können und diesem eine Richtung zu geben.

Neben diesem Orientierungswissen werden wir auch konkretere Analyseverfahren, wie das Codieren, die Fallanalyse, den Blick auf das »Ganze« und das Schreiben von Memos vorstellen, die uns als Hilfsmittel nützlich erscheinen, stärker strukturierte Sequenzen des ethnografischen Analyseprozesses anzuleiten. Das vorgestellte Analysemodell ist aber so angelegt, auch andere Analyseverfahren als die hier genannten zu integrieren. Statt eines Rezeptbuches liefert es einen Rahmen, um verschiedenartige Analyseoperationen innerhalb eines Prozesses zu kombinieren. Spezialverfahren, wie etwa konversationsanalytische Verfahren, die Auswertung genealogischer Daten, Dokumentenanalyse, Narrationsanalysen, Verfahren der Objektiven Hermeneutik, Netzwerkanalysen oder Auswertungen von quantitativem Datenmaterial werden nicht ausführlich vorgestellt. Diesbezüglich verweisen wir auf die spezialisierte Fachliteratur.

Im Hinblick auf die *Praxis* des Analysierens wollen wir allerdings vor einem Phänomen warnen, dass man *going method* nennen könnte. Analog zur Gefahr des *going native*, bei dem der Forscher mit dem Feld soweit verschmilzt, dass er keine analytische Distanz mehr gewinnt und seine Beobachterposition aufgibt, ist eine Verselbstständigung von Methoden in qualitativen Forschungsprozessen sehr verbreitet: Man erarbeitet sich ein hochspezialisiertes Wissen über eine Methode der Datenanalyse, wird zum Experten dieser Methode – und verliert sich in dieser Methode, das heißt man vergisst, dass mit diesen Methoden der Datenanalyse eigentlich ein ganz anderer Zweck verfolgt wird: Wir analysieren nicht primär Daten, sondern soziale Phänomene: soziale Situationen, Praktiken, Welten. Unsere Daten sind daher nur Platzhalter dieser Phänomene. Es gibt daher keinen Grund, diesen Platzhalter in der ganzen Kontingenz seiner Entstehung und Auswahl zu sakralisieren.

Die Entwicklung einer Vorstellung vom Prozess ethnografischer Datenanalyse scheint uns aber auch bedeutsam, um ein praktisches Problem der Ethnografie zu bewältigen: Genauso wie man ein Feld endlos beobachten und immer wieder etwas Neues entdecken kann, so findet auch der ethnografische Analyseprozess – vergleichbar dem hermeneutischen Zirkel – kein natürliches Ende; man kann unendlich lange die eigenen Protokolle lesen, über theoretischen Problemen grübeln, Fachliteratur studieren, Protokolle mit Schlagworten oder Codes versehen, Codelisten bearbeiten

oder Sequenzen im Datenmaterial in immer kleinere analytische Einheiten zerlegen. Keine dieser Aktivitäten hat einen Endpunkt, den man anhand von externen, objektiven Kriterien bestimmen könnte. Diese Abgründigkeit der Datenanalyse führt dazu, dass der Steuerung des Wechsels zwischen verschiedenen analytischen Aktivitäten – etwa dem Lesen von Protokollen zum Lesen von Fachliteratur, vom Codieren eines Datenkorpus zur Detailanalyse von Einzelfällen – eine genauso große Bedeutung zukommt wie der Ausführung dieser Einzelaktivitäten selbst. Die Steuerung des Analyseprozesses gelingt also nicht (nur) darüber, dass analytische Einzelaktivitäten zu Ende geführt werden, sondern (auch) darüber, dass Kriterien entwickelt werden, die es ermöglichen zu entscheiden, wann es angebracht ist, von der einen Aktivität zu einer anderen überzugehen. Dies setzt ein mehr oder weniger konturiertes Verständnis des Gesamtprozesses voraus. Erst wenn eine Vorstellung davon vorhanden ist, was noch zu tun ist, kann festgestellt werden, was eine vorerst genügende Sättigung von Codes oder vorerst genügende Analysetiefe von Einzelfällen ist. In diesem Sinne wohnt dem Analyseprozess eine doppelte Anforderung inne: Einerseits gilt es, sich auf einzelne analytische Aktivitäten zu konzentrieren und andererseits eine Balance zwischen verschiedenen analytischen Aktivitäten herzustellen. Eine Ethnografin, die sich in einer analytischen Aktivität verliert, ist genauso verloren wie ein Ethnograf, der sich auf keine konzentrieren kann.

Worum geht es konkret im Prozess der Analyse? Praktisch gilt es, sich erst einmal einen Überblick über den Datenkorpus zu verschaffen und ihn so zu bearbeiten und zu organisieren, dass er für weitere Zugriffe und Vergleiche verfügbar wird. Die Daten werden geordnet, das heißt in ein System der Datenorganisation gebracht. Es bietet sich etwa an, Protokolle nach Beobachtungsgegenstand und Datum zu sortieren, Dokumente und Fotos nach Ereignissen oder Bereichen zu kategorisieren, wobei die Ereignisse und Bereiche in Beziehung zu den Protokollen stehen sollen. Zu den schriftlichen Dokumenten gehören auch Notizen (*jottings*) und Tagebucheinträge; auch sie sind zu ordnen oder bestehenden Dokumenten zuzuordnen. Dies alles geschieht durch eine systematische Lektüre bzw. Durchsicht des gesammelten Materials.

Diese Arbeit mit dem gesammelten Datenmaterial ist zugleich wichtig, um erste sozialwissenschaftliche Lesarten und Themen, die ein späteres Textprodukt strukturieren können, zu erkennen und zu entwickeln. Zwar können Ethnografen auf klassische sozialwissenschaftliche Themen zurückgreifen (etwa soziale Differenzierung, Geschlechterunterscheidung, soziale Kontrolle), aber sie erweisen sich in ihrer Allgemeinheit oft als zu unspezifisch, sie müssen am empirischen Material respezifiziert werden. Mit anderen Worten: Sozialwissenschaftliche Themen fallen weder vom Himmel, noch verbinden sie sich naturwüchsig mit dem eigenen Material. Entwickelt und erprobt werden sie vielmehr in kleinteiligen Verknüpfungen, innerhalb derer die in den Aufzeichnungen und Erinnerungen der Ethnografin repräsentierte ›Welt des Feldes‹ auf die ›Welt der wissenschaftlichen Diskurse‹ bezogen und mit ihr

verbunden werden soll. Innerhalb dieses Prozesses entsteht idealerweise ein gleichzeitig empirisch fundierter als auch sozialwissenschaftlich gehaltvoller Text.

Die Herstellung von Anschlüssen ethnografischer Beobachtungen an sozialwissenschaftliche Diskurse, die es in der Datenanalysephase zu entwickeln gilt, gelingt auch, indem man sich etwa folgende Fragen stellt: Zu welchem akademischen Diskurs, Themenfeld oder welcher Debatte kann mein Fall einen Beitrag leisten? Worin genau besteht er? Wie verhält er sich zu den Beiträgen anderer Autorinnen, die sich mit ähnlichen Themen beschäftigt haben? Um diese Fragen zu beantworten, braucht es nicht nur die besagte Re-Lektüre und Re-Analyse des Datenmaterials, sondern immer auch fachspezifisches Wissen um Konzepte, Diskurse und Theorien. Die Verknüpfung des empirischen Falles mit der wissenschaftlichen Literatur und dem wissenschaftlichen Feld, in dem die eigene Forschung platziert werden soll, wird zunächst mittels zweier voneinander zu unterscheidender Vorgehensweisen hergestellt: Erstens müssen wissenschaftlich relevante Themen im eigenen Datenmaterial *identifiziert* werden. Es gilt Kategorien und Themen zu finden, die zu dem eigenen Datenmaterial passen, und über die sich relevante Literatur finden lässt. Zweitens gilt es, in der Literatur nach *methodischen Werkzeugen* Ausschau zu halten, die helfen, die eigenen Analysen zu schärfen.

Dies sollten jene Analyseverfahren sein, die den Erzeugungsprinzipien des eigenen empirischen Materials entsprechen. Die Methode, mit denen eine Praktik, ein institutionelles Verfahren oder eine soziale Situation etc. ethnografisch erkundet wurden, sollte nämlich auch ausschlaggebend für das gewählte analytische Verfahren sein. Ethnografische Protokolle wird man daher eher mit Codierverfahren der *Grounded Theory* oder der ethnografischen Semantik durchforsten, bei der Analyse von Gesprächssequenzen wird man beispielsweise eher auf die Konversations- oder Gattungsanalyse sowie andere hermeneutische Verfahren zurückgreifen und bei der Analyse von Dokumenten wird man entscheiden müssen, welches diskurs- oder dokumentenanalytische Verfahren man wählt. Die *analytischen Tools* sind eben nicht kanonisierte Verfahren, sondern selbst Objekt der sozialwissenschaftlichen Forschung, in der sie verändert, überarbeitet und weiterentwickelt werden.<sup>26</sup> Hierzu ist es sinnvoll, die Entwicklung im Feld qualitativer Analyseverfahren zu beobachten sowie eigene Vorgehensweisen zu entwickeln und zu erproben. Diese können auch in einer Kombination verschiedener Verfahren bestehen, wenn dies der Struktur der eigenen Daten gerecht wird. Wir werden beides noch genauer ausführen.

26 Zur Weiterentwicklung der *Grounded Theory* siehe Clarke (2005); zu den erkenntnistheoretischen Voraussetzungen siehe Lindemann (2008); für einen Überblick über die Dokumentenanalyse siehe die Beiträge in Prior (2011). Einen sehr guten Überblick über verschiedene Verfahren der Datenanalyse geben Przyborski/Wohlrab-Sahr (2008) und Strübing (2013).

#### 4.1 Bezugspunkte der Analyse: Vergewisserungen

Bevor wir zur Beschreibung der Praktiken des Analyseprozesses kommen, ist es sinnvoll, dass wir uns zweier Bezugspunkte und zweier grundlegender Prinzipien dieses Prozesses vergewissern. Dies betrifft unser Verständnis von den ›Daten‹ sowie die Klärung dessen, was wir unter ›Themen‹ der Ethnografie verstehen. Außerdem erläutern wir das paradoxe Prinzip einer Organisation von Überraschungen und die Notwendigkeit einer Überschussproduktion an analytischen Ideen und Themen.

##### Daten

Der Datenbegriff der Ethnografie widersetzt sich einer strengen Trennung zwischen einem objektiv aufgezeichneten Datum und einer nachträglich entwickelten Interpretation, die positivistischen Modellen der Datenanalyse zugrunde liegt. Zwar lassen sich verschiedene Ebenen und Schichten der Interpretation ethnografischer Daten unterscheiden, allerdings existieren Daten in der Ethnografie nicht außerhalb einer interpretierten sozialen Realität. Ein Beispiel, das den Charakter ethnografischer Daten veranschaulichen soll, stammt von dem analytischen Philosophen Gilbert Ryle und wurde von Clifford Geertz (1987: 10 f.; H.i.O.) in seinem Aufsatz »Dichte Beschreibung« zitiert:

»Stellen wir uns [...] zwei Knaben vor, die blitzschnell das Lid des rechten Auges bewegen. Bei einem ist es ein ungewolltes Zucken, beim anderen ein heimliches Zeichen an seinen Freund. [...] Es ist nicht etwa so, sagt Ryle, dass derjenige, der zwinkert, zwei Dinge tut – sein Augenlid bewegt und zwinkert –, während derjenige, der zuckt, nur sein Augenlid bewegt. Sobald es einen öffentlichen Code gibt, demzufolge das absichtliche Bewegen des Augenlids als geheimes Zeichen gilt, so ist das eben Zwinkern.«

Dem Beispiel folgend wäre es falsch, die ›objektive‹ Bewegung des Augenlids als Datum und die soziale Bedeutung der Geste als nachträglich zugeschriebene Interpretation oder Analyse eines messbaren körperlichen Vorgangs zu verstehen. Vielmehr gibt es außerhalb des Bereichs interpretierbarer sozialer Bedeutungen gar keinen Objektbereich einer verstehenden Sozialwissenschaft. Die Realität der Ethnografie ist jene, in der Akteure gemäß »öffentliche[r] Code[s]« (Geertz 1987: 11) ihren Gesten einen Sinn geben und andere Akteure, inklusive der Ethnografin, diesen im besten Fall gemäß der gleichen Codes interpretieren. Demnach sind aber auch die Missverständnisse, wenn etwa Zucken als Zwinkern interpretiert wird, und Zweifel an der Interpretation (»Hat sie mir wirklich zugezwinkert?«) das tägliche Brot der Ethnografie. Sie sind nicht bloß nachträgliche Komplikationen, die sich mittels besserer Messungen etwa der ursprünglichen Bewegung des Augenlids beseitigen lassen, sondern

ein wesentliches Merkmal jener bedeutungsvollen sozialen Praxis, die den Gegenstand der Ethnografie ausmacht. Für den Datenbegriff der Ethnografie bedeutet dies, dass Daten und Analysen sich zwar bezogen auf ihr Abstraktionsniveau unterscheiden, also ›wie weit‹ sie von den primär beobachteten Praktiken entfernt sind, und an welches Publikum sie sich richten, sie unterscheiden sich aber *nicht* bezogen auf ihren erkenntnistheoretischen Status. In beiden Fällen, Daten und Analysen, hat die Ethnografin es mit Interpretationen zu tun, das heißt mit immer schon Verstandenem und Gedeutetem. Analysen sind lediglich Interpretationen höherer Ordnung, die auf Interpretationen niedrigerer Ordnung, nämlich denen der Teilnehmer, aufbauen (Hitzler/Honer 1997: 7 f.).

Aber was sind nun ethnografische Daten? Eine vollständige Liste ethnografischer Datentypen lässt sich nicht erstellen. Ethnografische Daten, wie wir sie im dritten Kapitel dargestellt haben, können je nach Feld ein weites Spektrum von Texten, Aufzeichnungen und Objekten umfassen: Verschriftlichungen der Ethnografinnen (Protokolle, Tagebücher, Transkripte, Genealogien, Skizzen), audiovisuelle Aufzeichnungen (Interviewaufzeichnungen, Gesprächsmitschnitte, Videofilme, Fotos, Musik), schriftliche Dokumente (Akten, Archivmaterialien, Zeitungsartikel, Karten, Werbematerialien, Internetseiten) und Artefakte (rituelle Gegenstände, Kinderspielzeuge, alltägliche Gebrauchsgüter). Dabei hängt es auch und gerade vom Feld und den methodischen Strategien und Kompetenzen der Ethnografin ab, welche Daten in einem Feld produziert und gesammelt werden.

Manche Formen qualitativer Sozialforschung, insbesondere die Konversationsanalyse, legen großen Wert darauf, dass die Daten, etwa Audioaufzeichnungen und deren Verschriftlichungen, einen möglichst exakten und durch einen Beobachter unverfälschten Zugang zum Verlauf von Interaktionen erlauben. Sie versprechen sich davon, die Konstitution primärer Bedeutungen und die Interpretationen von Interaktionen durch die Teilnehmer im Detail nachvollziehen zu können. Die Ethnografie hat weniger strenge Anforderungen an ihre Daten. Zwar können Transkripte von Gesprächen oder Videoaufnahmen verwendet werden, aber zum einen wissen teilnehmende Beobachterinnen zu viel von der hohen Selektivität dieses Materials, als dass sie sich vollständig darauf stützen könnten; zum anderen gelten auch die stärker durch Interpretationsschemata der Ethnografin bestimmten Beobachtungsprotokolle im ethnografischen Forschungsprozess als Daten. Was angemessene oder valide Daten sind, bestimmt sich in der Ethnografie vor allem in Beziehung zu einem umfassenderen Verständnis der Wirklichkeit eines Feldes, das die Ethnografin durch längere Zeiträume der Teilnahme in diesem Feld erworben hat.

Dieses *Erfahrungswissen* des Ethnografen ist gar nicht datenförmig, denn nicht jedes Merkmal des Feldes, nicht jede Nuance der Ereignisse, nicht jede Bemerkung der Teilnehmer wird er auch niederschreiben (können). Im Gegenteil: Das Notierte bildet nur einen kleinen Ausschnitt der (körperlichen) Erfahrungen und Erinnerungen an das von ihm faktisch Erlebte und mit all seinen Sinnen Wahrgenommene.

Diese Form ethnografischen Wissens ist ernst zu nehmen und soll für die Analyse genutzt werden. Die ethnografische Erfahrung bildet einen großen Pool, aus dem für die Versprachlichung von Phänomenen, für das kontextuelle Verständnis eines Protokollauszugs oder für die Identifizierung von Themen geschöpft werden kann. Dieses Datenverständnis, das den Stellenwert des einzelnen Datums in Beziehung zu dem Feld als Ganzem bestimmt, unterscheidet sich vom Datenverständnis der Konversationsanalyse oder der Objektiven Hermeneutik, die den Realitätsbezug der Daten viel stärker in einer technisch verstandenen Genauigkeit der Aufzeichnung und der Transkription begründet sieht.

Ethnografische Daten lassen sich also weder über ihren erkenntnistheoretischen Status, noch über eine Liste von zulässigen Datentypen, noch über ihre vermeintliche Exaktheit definieren. Vielmehr bestimmen sie sich über ihre *Position im Forschungsprozess* und ihre Funktionalität für die Analyse. Daten sind all jene meist textförmigen aber auch hörbaren, taktile erfassbaren oder visuellen *Objekte der Analyse*, die zur Interpretation von Aspekten der Wirklichkeit eines sozialen Feldes herangezogen werden können. Das Datum – also das zu einem bestimmten Zeitpunkt als Datenquelle *Gegebene* – zeichnet sich nicht durch eine ihm innewohnende unabänderliche Qualität aus, sondern wird erzeugt durch die Haltung, die die Ethnografin ihm gegenüber einnimmt. Das *Gegebene* ist immer auch etwas in der Analyse *Gemachtes*.<sup>27</sup>

Im praktischen Vollzug der Analyse selbst nehmen Ethnografen aber in der Regel an, dass ihnen das Datenmaterial, das sie selbst erzeugt haben, direkte Einblicke in die Wirklichkeit ihrer Felder vermittelt. Damit gehen sie – gewissermaßen wider besseres Wissen – von einer dokumentarischen Qualität ihres Materials aus, das heißt von einer Korrespondenz ihrer Notizen, Protokolle etc. mit der sozialen Wirklichkeit. Dass Ethnografen im Analyseprozess ihren reflexiven Blick auf das Datenmaterial und den Forschungsprozess suspendieren, ist vor allem darin begründet, dass sie nicht zwei Dinge in einem Atemzug erledigen können. Ein Ethnograf kann nicht Aussagen über die soziale Welt seines Feldes treffen und im gleichen Moment die Grundlagen seiner Aussage zum Gegenstand des Nachdenkens machen (Ashmore 1989). Ethnografen verschieben damit zeitweise den eigenen Anteil an der Konstruktion dieser Daten in den blinden Fleck der Beobachtung. Dieser Wandel der Einstellung markiert den Übergang vom Nachdenken über den Konstruktionsmodus der Daten zum Analysemodus, der »Daten« als Objekte seines Interesses voraussetzt und sie hierdurch – zumindest temporär – »härtet«. Ohne diese Einklammerung des Konstruktionsmodus befände sich eine ihr Material analysierende Ethnografin in einer permanenten Krise.

27 Eine vergleichbare Auffassung vertreten auch Dellwing/Prus (2012) in einer aktuellen »Einführung in die interaktionistische Ethnographie«. Dieses Lehrbuch, das in ähnlicher Weise wie unseres eine Haltung der Pragmatik und Offenheit im ethnografischen Forschungsprozess vertritt, ist letztlich deutlich an der Praxis der *Grounded Theory* orientiert.

Dennoch bleiben die Beziehungen ethnografischer Daten zu den Feldkenntnissen der Ethnografin, die weit über diese hinausgehen, ständig mobilisierbar. Sie durchdringen die Analyse, können aber auch dazu führen, dass vom »Analysemodus« spontan in den Konstruktionsmodus von Daten zurückgewechselt wird. Es können etwa inhaltliche Fehler oder Verwechslungen in den Protokollen »richtiggestellt« oder Protokolle erweitert werden, weil in der Analyse auffällt, dass wichtige Details des Geschehens unvollständig wiedergegeben wurden. Neben diesem Bezug der Daten auf die Erinnerungen der Ethnografin an Vergangenes verweisen die Daten auch immer schon auf die Zukunft der Datenanalyse. Daten müssen sich im Analyseprozess bewähren, das heißt bezogen auf die zum Zeitpunkt des Schreibens noch nicht bekannten Relevanzen, die sich in der Analyse entwickeln, zeigt sich erst, was eigentlich an den Daten beachtenswert und aufschlussreich ist.

### Analytische Themen

Analytische Themen sind umfassendere Produkte von Analyseprozessen.<sup>28</sup> Sie strukturieren den gesamten Verlauf des Forschungsprozess. Sie liefern der *Feldauswahl* ihre Gründe und ihren Zuschnitt. Der *Beobachtung* geben sie einen Fokus und dem *Analysevorgang* eine Richtung. Bezogen auf das Textprodukt sind die analytischen Themen schließlich Resultate, die einem Publikum in Form von Kapiteln oder Abschnitten präsentiert und erklärt werden können. Im Forschungsprozess haben Themen Konjunktoren, das heißt sie durchlaufen »Karrieren« und verändern sich kontinuierlich. Sie sind gewissermaßen ständig *under construction*; sie werden eingeführt, reformuliert, rekonfiguriert, erweitert, beschnitten oder verworfen. Durch diesen Prozess gewinnt die ethnografische Analyse an Struktur und Komplexität; sie beginnt also nicht mit aus der Fachliteratur abgeleiteten Themen, die dann – in eine fixierte Gliederung gebracht – Kapitel für Kapitel abgearbeitet werden. Dieser relativ offene Prozess setzt bei Ethnografen allerdings die Bereitschaft und Fähigkeit voraus, die Spannung auszuhalten, die das Werden der Analyse ausmacht.

Die Identifikation, Entwicklung und Konturierung von Themen für die Analyse stellt daher einen entscheidenden Schritt im ethnografischen Forschungsprozess dar. Themen bilden die Gelenkstelle zwischen der Feldforschung und der Publikation von Ergebnissen, sie definieren jene Ausschnitte aus der Vielfalt des Geschehens im Feld,

28 Spradley (1980: 140 ff.) spricht von kulturellen Themen (*cultural themes*), die Ethnografen in ihrer Forschung entdecken. Glaser (1978: 60), der ein eher formalisiertes Verständnis von qualitativen Forschungsprozessen hat, spricht von Kernvariablen (*core variables*). Emerson et al. (1995: 170) hingegen verwenden wie wir, aufgrund eines offeneren und mehr an der Textproduktion orientierten Ethnografieverständnisses, den Begriff des analytischen Themas (*analytical theme*).

die für die Forschung relevant werden und sie bestimmen die Perspektive, unter der diese Ausschnitte analysiert werden. Bei der Identifizierung von Themen und bei der Entscheidung für ihre Bearbeitung (also gegen die Bearbeitung anderer) kommt die doppelte Orientierung des Forschungsprozesses am empirischen Feld und an der wissenschaftlichen Disziplin zum Tragen. Die Themen der Ethnografie müssen einerseits *in* den Daten und in den erkennbaren Relevanzen des Feldes gründen und müssen andererseits *für* den wissenschaftlichen Diskurs anschlussfähig sein. Dies nennen wir das Prinzip der doppelten Relevanz ethnografischer Themen. Was dies genauer bedeutet, werden wir gleich ausführen.

Wie kommt nun die Ethnografie zu ihren Themen? Den klassischen Vorstellungen der *Grounded Theory* zufolge (Glaser/Strauss 1967) »entdeckt« man die Themen der Analyse in den Daten, sie emergieren diesem Ansatz zufolge vor allem aus den Daten selbst. Das ist auch nicht falsch. Die im Folgenden zu beschreibenden Analysepraktiken des Codierens, des Interpretierens und des Zusammenführens richten sich ja durchaus auf die Entdeckung und Herausarbeitung von Themen in den Daten. Dennoch greift diese Vorstellung zu kurz. Sie vernachlässigt, dass die Entwicklung der Themen in der ethnografischen Forschung nicht erst in der Datenanalyse, sondern früher beginnt. Schon bei der Konzipierung der Forschung und in der Feldforschung selbst orientiert man sich an analytischen Themen, die die Feldforschung strukturieren. Darüber hinaus unterschätzt die Vorstellung der Emergenz der Theorie aus den Daten die Aufgabe der *theoretischen Arbeit* an den Themen. Ethnografische Analyse treiben heißt, immer wieder – während des gesamten Forschungsprozesses – theoretische Arbeit zu leisten. Dies bedeutet u. a., analytische Ansätze zu rezipieren, sich mit soziologischen Theorieschulen auseinanderzusetzen und gegenstandsbezogene Arbeiten zu konsultieren. Die Entwicklung möglicher Themen bewegt sich daher weit über die Datenanalyse im engeren Sinn hinaus; sie ist auch eine eigenständige Praxis, die sich in der Lektüre von Fachliteratur und im distanzierten Nachdenken über den eigenen Fall entfaltet. Um sie als solche zu kultivieren, gilt es, sich selbst immer wieder auch in Distanz zu den Praktiken der Datenanalyse zu rücken.

Wir unterscheiden dabei analytische *Produkte*, das heißt Ergebnisse der Datenanalyse, von analytischen Themen; beide sind zwar miteinander verknüpft, aber nicht identisch. Analytische Produkte und Themen sind – metaphorisch formuliert – mit einer Leine verbunden: Sie stiftet einen Zusammenhang dieser getrennten Bereiche, sie schafft Spiel- und Manövrierraum und sie erlaubt es, die Kluft zwischen dem empirischen Gegenstand (»Feld«) und dem Wissenschaftsfeld pragmatisch in beide Richtungen zu überwinden. Gute analytische Themen zeichnen sich eben nicht nur dadurch aus, dass sie eine Fundierung in den Daten haben, sondern auch dadurch, wie gut sie nach intellektuellen Standards konstruiert und hiermit als Beitrag zu einer wissenschaftlichen Diskussion wahrnehmbar sind. Die Durchdachtheit eines Themas und dessen Relevanz innerhalb von wissenschaftlichen Diskursen sind wichtige Kriterien für analytische Themen. Sie definieren Qualitätsunterschiede zwischen harmlos

beschreibenden Ethnografien und solchen analytischen Ethnografien, die an bestehende Debatten anschließen und hier relevante Weiterentwicklungen darstellen.

Die Frage der Relevanz eines ethnografischen Themas ist also kein Zufallsprodukt einer ungesteuerten Emergenz aus dem Datenmaterial, sondern das Ergebnis einer gelungenen eigensinnigen theoretischen Erarbeitung. Zeitlich erstreckt sich der Prozess der Identifizierung, Konturierung und Auswahl von Themen für die ethnografische Analyse wie gesagt über den gesamten Forschungsprozess, aber in der Phase der Datenauswertung erhält er seine besondere Bedeutung für die Strukturierung und Fokussierung eben dieser Praxis der Datenanalyse. Von beiden Sinnbereichen, sowohl von der theoretischen Themensetzung und -entwicklung als auch von der Datenanalyse, gehen wechselseitig Impulse aus, die dann immer wieder innerhalb des jeweils anderen Bereichs aufgearbeitet werden müssen, um die Balance im Verhältnis von analytischen Themen und Daten wiederherzustellen. Deshalb gibt es auch keine festen Zeitpunkte, wann Themen, die sich bezogen auf ein Textprodukt als zentral erweisen, im Forschungsprozess auftauchen. Mitunter kann eine Idee für ein Thema sehr früh im Forschungsprozess entstehen und wird dann in einem langwierigen analytischen Prozess theoretisch und empirisch aufgearbeitet. Andere Themen ergeben sich erst in späteren Phasen des Datenanalyseprozesses.

So kann eine Ethnografin etwa mit der thematischen Idee eine Feldforschung starten, wie eine vornehmlich aus Migrant\*innen zusammengesetzte Kirchengemeinde die Integration ihrer Teilnehmer\*innen in andere gesellschaftliche Felder befördert oder behindert. Dies hat Konsequenzen für die Beobachtungen, deren Verschriftlichungen sowie die Auswahl der Daten, die analysiert werden sollen. Es stellen sich dann aber bezogen auf die Aufarbeitung dieses Themas innerhalb des Forschungsprozesses immer wieder neue Fragen: Ist dieses Thema überhaupt ethnografisch sinnvoll? Wo zeigen sich Anschlussstellen der Gemeinde zu anderen gesellschaftlichen Feldern? Finden sich Praktiken oder Diskurse in der Kirchengemeinde, die auf ihre gesellschaftliche Umwelt Bezug nehmen? Wurde genügend Datenmaterial gesammelt, um dieses Thema seriös zu bearbeiten? Der Prozess der Themensuche und Themenfindung kann aber auch erst im Analyseprozess stattfinden. Es kann sich zum Beispiel in der Arbeit am Datenmaterial zeigen, dass man interessantes Material zu Betpraktiken in der besagten Gemeinde hat. Aber aus interessantem Material ergibt sich nicht sofort ein sozialwissenschaftlich relevantes Thema, das sich mit diesen Beobachtungen bearbeiten und mit dem sich die Daten analytisch erschließen lassen. Dies müsste erst noch Schritt für Schritt erarbeitet werden. Während bei dem ersten Thema kritisch zu prüfen wäre, ob es sich empirisch eignet, wäre beim zweiten Thema zu prüfen, ob es sich analytisch lohnt.

Diese Offenheit für Themen ist eine Eigenart und Ressource von qualitativen Analyseprozessen, die sie von standardisierten Verfahren der Sozialforschung unterscheidet. In ethnografischen Forschungsprozessen gilt die Heuristik der Entdeckung nicht nur für die Beobachtungsphasen, sondern auch für Analysephasen. Mit anderen Wor-

ten: Hier wird das Feld mittels des empirischen Datenmaterials erneut erschlossen. Die entdeckten und erdachten Themen geben strukturierende und lenkende Impulse, ohne dabei die Analyse in einem strengen Sinne zu steuern. In Beziehung zu den Daten müssen Themen immer wieder in Frage gestellt, eingeklammert, umgearbeitet, erweitert oder fallengelassen werden. Die komplementären wissensgenerierenden Potentiale von Datenanalysen und Themenentwicklung kommen nur zur Geltung, wenn sie sich gegenseitig nicht zu sehr einengen. Nur weil den einzelnen Sinnbereichen ein gewisses Maß an interner Autonomie zugestanden wird, können sie sich gegenseitig auf produktive Weise irritieren und stimulieren. Die Leine bleibt lang.

Geeignete ethnografische Themen sollten es ermöglichen, größere Ausschnitte des Datenmaterials zu organisieren und gleichzeitig noch konkret genug sein, um empirische Relevanz zu haben. Wenn sie zu konkret zugeschnitten sind, laufen sie Gefahr, analytisch uninteressant zu sein; sind sie zu abstrakt, erscheinen sie empirisch beliebig. Wenn sich beispielsweise innerhalb der Ethnografie eines Betriebes sehr viele Beobachtungen angesammelt haben, die das Rauchen der Mitarbeiterinnen in der Kaffeepause dokumentieren, ist »an der Zigarette ziehen« voraussichtlich zu kleinteilig, um ein späteres Kapitel oder einen Aufsatz damit zu füllen. Im Gegensatz dazu liefert das Thema »Konsum« zwar Anschluss an große Mengen wissenschaftlicher Literatur, es ist allerdings bezogen auf das Datenmaterial zu allgemein. »Rauchen«, »Pausen«, »Gruppenbildungsprozesse« oder »Drogenkonsum am Arbeitsplatz« wären mögliche Themen, die für dieses Material angemessen erscheinen. Ob sie sich im Analyseprozess bewähren würden und dann tatsächlich in ein Kapitel, einen Aufsatz oder den Abschnitt einer Abschlussarbeit münden könnten, wäre praktisch auszuprobieren. Themen müssen sich, wie Glaser (1978) es ausdrückte, ihren Weg durch den Analyseprozess »verdienen«. Dabei bleiben andere Themen »auf der Strecke«.

Analytische Themen zeichnen sich ihrerseits durch eine *doppelte Relevanz* aus. Einerseits beinhalten sie inhaltliche Aussagen über *empirisch beobachtbare Sinneinheiten* (ein Feld, einen Fall, ein Beobachtungsprotokoll etc.). Andererseits handelt es sich um vom konkreten Handlungskontext des Feldes *abstrahierende Aussagen*, die den Anforderungen an wissenschaftliche Kommunikation in Form und Inhalt genügen müssen. Analytische Themen müssen durch Daten begründbar sein, sie dürfen aber keine reine Verdopplung ethnografischer Beschreibungen sein. Vielmehr müssen sie die Interpretationen, auf die Ethnografinnen im Feld treffen, auf einem höheren Abstraktionsniveau zusammenführen, können sie sogar hinterfragen und sollen sich mit den Mitteln sozialwissenschaftlicher Analyse von ihnen distanzieren. Die doppelte Relevanz der Themen, bezogen auf die Daten und den wissenschaftlichen Diskurs, muss im Prozess der Analyse erarbeitet werden. Sie kann nicht einfach als gegeben vorausgesetzt werden.

Die praktische Hauptaufgabe des Analyseprozesses besteht darin, Daten, Themen und Argumente in kleinteiligen Sequenzen analytischer Arbeit zu einem tragfähigen Netz zu verknüpfen.

### Überraschungen organisieren

Eine etwas kurios anmutende Anforderung an die Ethnografin in der Datenanalyse ist es, sich von Daten überraschen zu lassen, die sie zum größten Teil selbst hergestellt hat. Dies klingt zunächst paradox, weil Überraschungen üblicherweise dann passieren, wenn etwas Unerwartetes geschieht. Der Typus Überraschung, um den es in der Datenanalyse geht, ist aber viel weniger passiv, als es das Alltagsverständnis von Überraschungen nahelegt. Er setzt zwei Dinge voraus: zum einen eine grundsätzliche Überraschungsbereitschaft *und* Erinnerungsbereitschaft an vergangene Überraschungen. Diese werden ja von unseren Lernprozessen zugedeckt. Man ist nicht zweimal durch dasselbe in gleicher Weise überraschbar. In jeder Protokollnotiz steckt aber schon eine Entscheidung über ihre Notierwürdigkeit, die vor dem Hintergrund eines wie auch immer minimalen »erlebten Informationswertes« getroffen wurde, also auf einer kleinen Überraschung beruht. Überraschungen entdeckt man daher zunächst, indem man die eigenen alltagsweltlichen Erwartungen expliziert, vor deren Hintergrund man etwas bemerkens- und notierenswert fand. Zum anderen verlangt das Organisieren von Überraschungen, die eigenen Erwartungen an das dokumentierte soziale Geschehen aktiv so zu manipulieren, dass die Wahrscheinlichkeiten für Überraschungen deutlich erhöht werden.<sup>29</sup>

Eine erste Methode, sich so selbst Überraschungen zu bereiten, lässt sich der Tradition der Alltagssoziologie (siehe Kapitel 1) entnehmen: die Einnahme eines »exotisierenden« oder »befremdenden« Blickwinkels, der Vertrautes fremdartig anmuten lässt. Auf diese Weise lassen sich auch sehr alltägliche Aktivitäten, die sonst der analytischen Aufmerksamkeit entgehen, wieder als unwahrscheinlich und überraschend wahrnehmen. Fragen nach dem Gelingen sozialer Praktiken sind geeignete Mittel, um diesen Befremdungseffekt herzustellen. Nehmen wir das Beispiel des Ein- und Aussteigevorgangs auf einem Bahnsteig. Schon durch einfache Fragen kann diese banale soziale Aktivität von einer unhinterfragten Selbstverständlichkeit zu einem überraschenden sozialwissenschaftlichen Rätsel werden: Wie gelingt es den Personen, in dem Gedränge auf dem Bahnsteig eigentlich ihre Bewegungen in der Regel so zu koordinieren, dass keine größeren Un- oder Zwischenfälle passieren? Keine hitzigen Debatten oder gar Schlägereien darüber, wie der Prozess zu organisieren sei? Dies mutet umso erstaunlicher an, als niemand den Prozess des Ein- und Aussteigens anleitet und es keinen formalen Regelkatalog gibt, der für alle verbindlich festlegt, wie er abzulaufen hat.

<sup>29</sup> Mit dem Konzept der Abduktion hat Charles Sanders Peirce versucht, der Überraschung einen Platz in der Erkenntnistheorie zuzuweisen. Die Bedeutung von Abduktion für die qualitative Datenanalyse hat Reichertz (2010) herausgearbeitet. Von ihm stammt auch der Gedanke, dass Überraschungen zwar nicht planbar sind, sich allerdings Bedingungen benennen lassen, unter denen ihr Auftreten wahrscheinlicher wird. Auf Mertons *Serendipity*-Konzept gehen wir weiter unten ein.

Die Verschiebung der Perspektive, die durch diese befremdenden Fragen erreicht wird, lenkt die analytische Aufmerksamkeit auf jene sozialen Mikropraktiken und impliziten Regeln, auf die die Personen zur Koordinierung von Körpern und Bewegungen in anonymen Menschenmengen zurückgreifen. Die bewusste Befremdung selbstverständlicher Annahmen und Praktiken gehört zum analytischen Standardrepertoire von alltagssoziologisch geschulten Ethnografinnen.

Eine zweite Methode, Überraschungen analytisch zu nutzen, besteht darin, das Datenmaterial nach Szenen abzusuchen, in denen die Feldteilnehmerinnen selbst oder die Ethnografin als Erzählerin des Geschehens von den Ereignissen überrascht, irritiert oder zu unkonventionellem Verhalten herausgefordert werden. An diese Szenen kann dann die Frage herangetragen werden, was sich in ihnen zeigt, was vom üblichen Ablauf oder vom ›normalen Verhalten‹ abweicht und worauf die Teilnehmerinnen oder die Beobachterin reagierten. Der analytische Nutzen dieser Beispiele von Abweichungen und kleinen Krisen ist, dass in ihnen die Teilnehmerinnen dazu veranlasst werden, explizit auf Normalitätserwartungen zu verweisen, die in reibungslosen Interaktionen nur diffus im Hintergrund bleiben.

Eine dritte Form der Überraschung entsteht im Spannungsfeld zwischen der Praxis eines Feldes und den Erwartungen an soziales Verhalten, die aus etablierten sozialwissenschaftlichen Theorien abgeleitet werden können. Der hier angewandte Trick, um die eigenen Erwartungen ›überraschbar‹ zu machen, besteht darin, das beobachtete Verhalten im Feld nicht durch die Theorie erklären zu wollen, also ihr zu subsumieren, sondern die Holzschnittartigkeit sozialwissenschaftlicher Theorien oder Theoreme (etwa *Rational Choice Theorie*, Individualisierungstheorie, Integrationstheorie usw.) als Kontrastfolie und Optik zu benutzen, vor der die Bedeutungsnuancen der analysierten Daten besser sichtbar und einfacher benennbar werden. So lässt sich zum Beispiel in einer Art Gedankenexperiment annehmen, welches Verhalten sich aus einer *Rational Choice-Perspektive*, in der Personen vor allem als rational kalkulierende und nutzenmaximierende Akteure verstanden werden, in einer Situation oder einem kulturellen Kontext erwarten ließe. Bezogen darauf kann anschließend gefragt werden, welche situativen oder kulturellen Umstände dazu führen, dass die Beteiligten sich anders verhalten, als es das theoretische Modell nahelegen würde. In welcher Form weichen sie vom Modell ab? Welche Konsequenzen hat dies?

Der heuristische Umgang mit ›theoretischen Strohmännern‹, und darum handelt es sich oft bei diesen vereinfachten Denkfiguren, ist innerhalb der Datenanalyse gelegentlich sinnvoll, weil er das analytische Denken stimuliert. Es empfiehlt sich aber in der Regel nicht (und Ausnahmen bestätigen die Regel!), große Theorien in den späteren Textprodukten mit ethnografischen Mitteln widerlegen zu wollen. Die ausgeklügelten sozialwissenschaftlichen Theorien lassen sich meist gar nicht dadurch widerlegen, dass sich Situationen benennen lassen, die von ihren Annahmen abweichen bzw. in denen sich soziale Realität als komplexer erweist. Daher ist es sinnvoller, sich im späteren Text auf die Konzepte und Theoreme zu konzentrieren, die sich für das

ethnografische Projekt als dauerhaft analytisch hilfreich erweisen. Jene Theorien, die zu allgemein sind, um sie sinnvoll auf das Datenmaterial anzuwenden, stellt man besser beiseite.

Eine vierte Strategie, Überraschungen herbeizuführen, richtet sich gewissermaßen gegen eigene analytische Ideen, die sich im Laufe eines Forschungsprozesses entwickeln. Ähnlich wie sozialwissenschaftliche Theorien können auch eigene Hypothesen und Annahmen als Kontrastfolie benutzt werden, um sich von den Daten überraschen zu lassen. In diesem Zusammenhang können eigene Annahmen über die Bedeutungsstrukturen des Feldes und analytische Zusammenhänge ruhig überspitzt und radikalisiert formuliert werden. Mit dieser Optik zugespitzter eigener Hypothesen gerüstet, kann im Datenkorpus gezielt nach Überraschungen, Variationen und Abweichungen gesucht werden. Diese Konfrontation des Datenmaterials mit einer zugespitzten Version des eigenen Denkens kann als Methode dienen, einen eingefahrenen Blick auf die Daten noch einmal herauszufordern und das eigene Denken in Bewegung zu setzen. Die gleiche Funktion kann es haben, andere Ethnografinnen oder Feldteilnehmerinnen mit den eigenen Hypothesen zu konfrontieren und diese anhand einer Auswahl des Datenmaterials mit ihnen zu diskutieren.

### Überschussproduktion und Selektion

Ein Strukturmerkmal des Analyseprozesses, das über die Überraschbarkeit von Wissen und Erwartungen hinausgeht, ist die Überschussproduktion von Ideen. Wenn der Forschungsprozess aus der Retrospektive betrachtet wird, lässt sich feststellen, dass viele der Analyseresultate im weiteren Verlauf ungenutzt blieben. Dies ist aus der Retroperspektive bedauerlich, weil es als Verschwendung erscheint, aber der Überschuss an Ideen und analytischen Ansätzen gewährleistet, dass während der Durchführung der Analysen noch nicht entschieden werden muss, ob und wie ein Thema in den weiteren Forschungsprozess einfließen wird. Aus diesem Grunde müssen Ideen und Analysemöglichkeiten *ausprobiert* werden, ohne dass jeweils schon absehbar wäre, als wie nachhaltig sie sich herausstellen (Strauss 1998: 58). Marginales kann versuchsweise ins Zentrum gestellt werden, Kleinigkeiten können analytisch vergrößert werden und spontane Ideen als Themen ›auf Bewährung‹ in den Analyseprozess eingespeist werden. Weil viele Details der Analyse schnell vergessen werden, ist es wichtig, die Zwischenergebnisse schriftlich zu fixieren, sodass sich zu einem späteren Zeitpunkt ohne größere Einarbeitungszeit an ihnen weiterarbeiten lässt.

Nach diesen grundsätzlicheren Bemerkungen – zum Datenbegriff, zu analytischen Themen, zur Überraschungsfähigkeit und Überschussproduktion – sei noch einmal wiederholt, dass es irreführend ist, die Auswertung ethnografischen Datenmaterials als ›geschlossene Verfahren‹ zu konzipieren, die bei korrekter Anwendung selbstständig Ergebnisse produzieren. Der Verfahrensgewissheit mancher Methoden setzt die

Ethnografie eine reflexive analytische Offenheit und Flexibilität ihres Vorgehens entgegen, die der Komplexität und Vielschichtigkeit ethnografischer Gegenstände genügend Raum bieten soll. Wenn wir im Folgenden Hinweise zum praktischen Vorgehen bei der Datenanalyse geben, so ist dies also nicht im Sinne von mechanistischen Verfahren gemeint, durch die man die gesammelten Datenmassen laufen lassen könnte. Es handelt sich vielmehr um die Beschreibung von Praxislogiken, die sich in ethnografischen Forschungsprozessen bewährt haben. Diese können nicht davon entlasten, das konkrete Vorgehen für das je eigene Projekt spezifisch zu entwickeln, zu erproben und zu begründen. Auch Auswertungsmethoden müssen in gewisser Weise für jedes ethnografische Projekt neu entwickelt werden.

Wir wenden uns nun drei grundlegenden Praktiken in der Analyse ethnografischer Daten zu, denen unterschiedliche Funktionen im Forschungsprozess zukommen und die es in konstruktiver Weise zu kombinieren gilt. Es sind die Praktiken des Codierens (4.2), der Fallanalyse (4.3) und des Zusammenfassens und Verallgemeinerns (4.4). Für die ersten beiden Analyseformen, das Codieren und die Fallanalyse, liegt auch Spezialliteratur vor, auf die wir an den entsprechenden Stellen verweisen werden, die dritte Form, die wir hier »das-Ganze-in-den-Blick-nehmen« nennen, wird weniger oft in der Literatur zu Datenanalyse genannt. Sie erscheint weniger greifbar und ist schwieriger zu beschreiben, wird aber unserer Ansicht nach in ihrer Bedeutung für den Forschungsprozess weithin unterschätzt. Die drei Analyseformen sind nicht in der genannten Reihenfolge umzusetzen, auch hier gilt es, im konkreten Forschungsprozess einen produktiven Wechsel zwischen ihnen zu gestalten: Von der Fallanalyse ist wieder zum Codieren überzugehen und von dort zur Verallgemeinerung (»das Ganze in den Blick nehmen«) und zurück. Letztlich geht es um die Integration der Ergebnisse aus allen drei Analysepraktiken, zunächst aber ist es sinnvoll, diese voneinander zu unterscheiden, denn sie folgen verschiedenen Logiken und zielen auf unterschiedliche Ebenen der Analyse.

## 4.2 Material sortieren und erschließen

Der Begriff des Codes wurde von den amerikanischen Soziologen Barney Glaser und Anselm Strauss (1967) in die qualitative Sozialforschung eingeführt. Er bezeichnet Kategorien, Schlagworte oder Themen, die Ausschnitten von Daten zugeordnet werden. Sie sind ein einfach zu verwendendes und grundlegendes Analysemittel im ethnografischen Forschungsprozess, das in der einen oder anderen Form wohl von den meisten Ethnografinnen benutzt wird.<sup>30</sup> Die Phase der Datenanalyse steht für einen

<sup>30</sup> Zum Codieren siehe Glaser/Strauss (1967: 102 ff.), Glaser (1978: 54 ff.), Strauss (1998: 90 ff.) und Strauss/Corbin (1996: 63 ff.). Auf die im weiteren Umfeld der *Grounded Theory* entstandene Literatur gehen wir in diesem Abschnitt nur ansatzweise ein.

Wechsel vom *writing mode* in den *reading mode* (Emerson et al. 1995: 46): Die Ethnografin wechselt in ein anderes *Ich* – von der Ethnografin-im-Feld, die das Wahrgenommene auf- und beschreibt, zur Ethnografin-am-Schreibtisch, die das von ihr aufgeschriebene, transkribierte und gesammelte Material durchgeht und analysiert (Kalthoff 1997b: 242 f.).

Wie macht man das am besten? Bevor wir diese Frage beantworten, sei noch einmal wiederholt, dass es auf sie keine für alle ethnografischen Forschungsprojekte verbindliche Antwort gibt, mit der das analytische Vorgehen vorgeschrieben und festgelegt wird. Dieses Lehrbuch enthält keine Vorschrift, der man nur buchstabengetreu zu folgen hat, um sozialwissenschaftliche Analysen treiben und seinem Material gehaltvolle Themen entlocken zu können. Gefragt bleiben die Forschenden selbst, die das, was wir hier vorstellen, kreativ auf ihre Fragestellung und ihren Forschungsgegenstand beziehen, ergänzen und das für ihr Projekt angemessene analytische Verfahren selbst erst entwickeln. Diese eigenständige Wissensarbeit kann kein Lehrbuch übernehmen, sondern nur der Autor einer Ethnografie, der sich in Auseinandersetzung mit seinem Material jene notwendige theoretische Sensibilität erwirbt, die ihm sozialwissenschaftliche Entdeckungen ermöglichen.

Zur Sache: Das Codieren besteht im Wesentlichen in einem wiederholten Durchgehen, Sortieren, und Annotieren des Materials. Beim Codieren geht es zunächst vor allem um ein intensives *Lesen*. Wir empfehlen hier, schrittweise vorzugehen. Zunächst werden alle Protokolle und Mitschriften (Notizen) vollständig ausgedruckt oder sollten digital verfügbar sein. Dieses Material wird konzentriert und vollständig durchgelesen. Diese Lektüre hat den Sinn, den Ethnografen-am-Schreibtisch mit seinen Aufzeichnungen (wieder) vertraut zu machen. Dies ist notwendig, da – wir hatten schon darauf hingewiesen – auch die Ethnografin vergisst, was sie wahrgenommen und aufgeschrieben hat. Nicht alles ist ihr noch vertraut, nicht alles gegenwärtig. Dieser erste Lektüredurchgang ist somit eine aktive (Wieder-)Aneignung des Blicks der schreibenden Ethnografin-im-Feld und ihrer Forschungserfahrung. Wichtig ist, dass diese Lektüre intensiv und aufmerksam erfolgt. Stellt sich Unaufmerksamkeit ein, wird die Lektüre besser unterbrochen und später wieder aufgenommen. Abhängig vom Umfang der Protokolle nimmt diese erste Lektüre in der Regel mehrere Tage in Anspruch.

Man setzt sich also den über lange Phasen der Feldforschung verschriftlichten Erfahrungen in verdichteter Form einige Tage aus, um mit dem Korpus vertraut zu werden, so wie vorher mit seinem Feld. Der Text schiebt sich an die Stelle des Feldes wie ein Platzhalter. Das verdichtete Nacherleben von Felderfahrungen drängt unzählige Vergleichsmöglichkeiten, aber auch Differenzen zwischen einzelnen Protokollen auf. Man stellt sich wiederholende Muster fest, identifiziert überraschende oder seltsame Befunde, Widersprüche und Lücken. Je länger man liest, desto mehr werden Ereignisse und Personen, die während des Protokollierens noch eine enge Bindung an persönliche Erinnerungen hatten, nun primär zu textuellen Objekten, die bestimmte theoretische und argumentationsstrategische Möglichkeiten bieten. Personen werden zu »Figuren«, Ereig-

nisse zu ›Szenen‹, Situationen zu Exemplaren. Man kann die Protokolle nun so lesen, als ob sie von einem Fremden geschrieben worden wären (Emerson et al. 1995: 145).

Auf der Basis eigener Texte ›geht‹ man also noch einmal ›ins Feld‹ und vollzieht die Beobachtungen und Eindrücke nach, die in diesen Texten dokumentiert sind: Es ist eine nachvollziehende Rückkehr in das Feld. Zugleich aktiviert dieser Durchgang auch Erinnerungen und Erfahrungen, die nicht verschriftlicht wurden, aber dennoch wichtig werden können. Es ist gut möglich, dass man schon in dieser Phase spezifische Themen, aber auch Lücken im Material entdeckt. Die potentiellen Themen hält man für sich fest; die Lücken kann man nachträglich zu schließen versuchen. Das heißt: Die jeweiligen Protokolle werden entsprechend ergänzt und erweitert. Es empfiehlt sich aber, die nachträglich eingefügten Stellen kenntlich zu machen, damit diese Arbeit an den Dokumenten für den Ethnografen selbst erkennbar bleibt.

Nachdem diese erste Sichtung und Ordnung des Materials abgeschlossen sind, werden alle Protokolle noch einmal gelesen. Im Zentrum dieser zweiten Lektüre stehen dann das systematische Codieren und damit die analytische Durchdringung der Protokolle und Mitschriften. Dient die erste Lektüre dem Wieder-Vertraut-Werden mit den eigenen Beobachtungen und den in ihnen dokumentierten Details, so fällt der zweiten Lektüre die Funktion zu, mit der Beobachterperspektive zu brechen und die chronologische Ordnung, die sich in dem Material findet, zu zerstören. An ihre Stelle tritt eine analytische Ordnung und damit eine systematische Erschließung des Materials. Hiermit ist ein erstes wichtiges Ziel des Codierens benannt: Die chronologisch strukturierten Protokolle, die in aller Regel nach dem zeitlichen Ablauf von beobachteten Ereignissen organisiert sind, werden thematisch geordnet.

Dies geschieht im Wesentlichen dadurch, dass die Ethnografin-am-Schreibtisch beim zweiten Lesen ihrer Protokolle und Mitschriften ihr ethnografisches Wissen zu aktualisieren und zu explizieren, das heißt zu versprachlichen und niederzuschreiben versucht. Damit wird die Datenanalyse von der Nebenbeschäftigung der *analytical notes* zu einer Hauptbeschäftigung. Das analytische Codieren ist ein mehrstufiger Prozess. Er beginnt damit, dass man das Material einer Reihe von wiederholten Fragen aussetzt: Was geht in dieser Szene vor? Wie bewerkstelligen die Leute das? Was beschäftigt sie dabei? Welche Teilnehmer sind beteiligt, wer tut was (nicht), wann geschieht dies? Und vor allem: Warum habe ich das Beobachtete, das ich in meinem Protokoll festgehalten habe, eigentlich wichtig gefunden? Die Antworten auf solche Fragen werden zunächst mit der so genannten *offenen Codierung* gegeben.

#### Offenes Codieren: Begriffe suchen

Hier werden Zeile für Zeile alle möglichen Kategorien, Themen und vielversprechenden Ideen auf einen oder mehrere Begriffe gebracht, die ein Protokoll anbietet. Diese Begriffe sind Codes, das heißt Kategorien, die entweder aus dem Feld stammen (emi-

sche Kategorien) oder aus der Sprache der eigenen Disziplin genommen werden. Geht es beispielsweise um die Bewertung in der Schule, ist der Begriff der »Benotung« eine Kategorie der Teilnehmer, der Begriff der »Selektion« stammt hingegen aus dem Vokabular der Ungleichheitsforschung. Die Begriffe, die man beim Lesen der Protokolle und Niederschriften mit dem gerade Gelesenen assoziiert, schreibt man an den *Rand der Protokolle*. Bei dieser Arbeit wird das Gelesene also nicht paraphrasiert, sondern auf einen oder mehrere Begriffe (die Codes) gebracht. Es kann auch so sein, dass ein Ethnograf mit einem in seinem Protokoll beschriebenen Vorgang gleich zwei oder gar drei Codes assoziiert. In diesen Fällen werden alle Codes notiert.

Ein beabsichtigter Effekt dieses Codierens ist es, dass gefundene Codes Fragen aufwerfen, die zu weiteren Codes führen. Beispielsweise kann in einem Beobachtungsprotokoll über einen Fakultätsrat ein bestimmter Typus von Person identifiziert werden, etwa ein Teilnehmer, der ständig daran erinnert, wie man es ›früher gemacht hat‹ (der »Historiker«); in Protokollen über Schulunterricht wird man einen Typus von Schülern als »Spaßmacher« bezeichnen. Solche Bezeichnungen sollten beim codierenden Ethnografen unmittelbare Folgefragen aufwerfen: Gibt es mögliche andere Typen, die in den Protokollen zu suchen sind? Drei Bestrebungen der Analyse werden hier erkennbar: Erstens sollen aus der codierenden Analyse selbst Fragen generiert werden, mit denen das Material weiter erschlossen werden kann. Um dies leisten zu können, dürfen Codes nicht zu allgemein, sie müssen spezifisch genug sein. Sie haben ja die Aufgabe, die Wahrnehmung der Ethnografin zu schärfen und zu sensibilisieren. Durch sie soll die Imagination angeregt und theoretisches Verstehen möglich werden. Aus diesen Gründen kommt den Codes als sensitive Kategorien eine besondere Bedeutung zu.

Zweitens sollen die etablierten Codes in ihrer Beziehung zueinander betrachtet werden. Lassen sich die schon gefundenen Codes zu »Klassen« oder »Familien« von Codes ordnen (etwa Typen von Akteuren)? Die Frage, zu welcher Klasse ein Code gehört, sensibilisiert für neue Codes derselben ›Klasse‹, die bislang nicht benannt worden ist. Auf diese Weise werden einerseits Protokolle miteinander vernetzt, andererseits Kategorien und Subkategorien entwickelt, die durch Bedeutungsbeziehungen verbunden sind. Wir kommen hierauf zurück. Drittens strebt man danach, das empirische Material möglichst vollständig zu codieren. Hierbei helfen die durch das Codieren entstehenden Fragen sowie die Kategorisierung der Codes.

Protokolle, Mitschriften → Codes → Codeklassen

Für das Frühstadium der offenen Codierung ist es wichtig, dass man noch kein System von Begriffen sucht, sondern nah am Material Kategorien und Themen generiert, unabhängig davon, ob man zu einem Thema weiteres und genug Material in anderen Protokollen finden wird, ob ein Thema sich als interessant genug in der Konkurrenz

mit anderen erweisen wird, ob es sich mit ihnen integrieren lässt, ob eine konzeptuelle Wortwahl in Widerspruch mit einer anderen gerät, oder ob sie irrelevant für etablierte Konzepte vorhandener Theorien ist. Bei der offenen Codierung kommt es auf *Variation* an, eben auf eine Überschuss-Produktion, die alle möglichen Richtungen der Analyse anbietet. Die Codierung lebt davon, sich wesentlich von den Eigenschaften des Materials steuern zu lassen. Man bemüht sich noch einmal, mit fremdem Blick auf das Material zu schauen und alles, was daran interessant sein könnte, zu markieren und zu benennen, mit dem Ziel, es mit anderen Stellen im Material vergleichbar zu machen. Durch die Codierung wird nämlich eine Beschreibung aus dem Kontext des jeweiligen Protokolls und der Ereigniskette, in die sie eingebettet ist, ablösbar und ermöglicht so einen Vergleich mit anderen Textstellen, in denen ähnliche thematische Aspekte relevant wurden. Die analytische Aktivität des Klassifizierens und Vergleichens von Beobachtungsprotokollen, die die Codierung methodisch anleiten und strukturieren soll, ist eine für ethnografische Forschungsprozesse zentrale Operation.

Gleichzeitig werden in den Codierungsprozessen jene Ideen und analytischen Perspektiven weitergeführt, die sich bereits in der Feldforschungsphase als interessant herausgestellt haben. Ethnografen beginnen beim offenen Codieren weder bei null, noch führen sie einfach das weiter, was sie sich schon vorher erarbeitet haben, sondern es ergeben sich unterschiedliche Einstiegsstufen. Dabei sind manche Themen im Kopf der Ethnografin schon relativ weit entwickelt, wenn sie mit dem Codieren beginnt, andere ergeben sich erst im Prozess des Codierens. Die Verschriftlichung der Gedanken, die das Lesen der Daten begleitet, gleicht einem »Hantieren mit Gedanken« (Heintz 2000: 136); John Forrester spricht von »thinking with your fingers« (zitiert in: Emerson et al. 1995: 146). Damit ist gemeint, dass Einfälle, Begriffe und Formulierungen, die während der Lektüre entstehen, in Notizen überführt werden: an den Rand geschriebene Codes, kurze analytische Notizen oder ein kleines Schaubild zur Veranschaulichung eines Gedankens. Die intensive Lektüre der Daten löst unwillkürlich Interpretationen, Vermutungen und Ideen aus, manchmal regelrechte Geistesblitze. Diese Splitter gilt es niederzuschreiben. So lässt es sich vermeiden, dass Wichtiges wieder vergessen wird, oder dass die Ethnografin analytisch auf der Stelle tritt, weil sie zu verschiedenen Zeitpunkten immer wieder den gleichen Gedanken denkt, ohne ihn weiterzuentwickeln und »auf den Punkt zu bringen«. Vieles, was im Moment des Lesens der Ethnografin durch den Kopf geht, erweist sich im weiteren Verlauf der Analyse als vorschnell, zu undifferenziert oder gänzlich unhaltbar. In der ersten Phase der Codierung geht es vor allem darum, die *analytische Fantasie* bezogen auf das Datenmaterial in Gang zu setzen. Hierfür ist Raum im Forschungsprozess notwendig, den die offene Codierung schaffen und sichern soll.

Der Prozess des offenen Codierens größerer Datenmengen ist an vielen Stellen eine wenig präzise Methode. Die Codes haben nicht selten einen eher zufälligen Charakter. Sie lassen vielfach offen, ob sie sich auf ein Wort, eine Zeile, einen Absatz oder eine ganze Szene beziehen. Statt einer formalisierten und standardisierten Analysepra-

xis handelt es sich eher um ein suchendes Herantasten an das Datenmaterial, das analytische Ideen generiert. Oft folgt die Codierung spontanen Impulsen, die nicht systematisch durchdacht sind und mit etwas zeitlicher Distanz – etwa dann, wenn die Codierung unterbrochen wird – auch für die Ethnografin mitunter nur noch teilweise nachvollziehbar sind. Mit anderen Worten: Die Codierung bringt begriffliche Provisorien und Aushilfen hervor. Ob sie sich als tragfähig erweisen, wird erst im weiteren Prozess der Datenanalyse sichtbar.

Wir zeigen nun verschiedene Beispiele, die diese Form des Codierens illustrieren sollen. Hierzu präsentieren wir Auszüge aus ethnografischen Protokollen aus verschiedenen Forschungsarbeiten von uns. Das erste Beispiel dokumentiert einen Trauungsgottesdienst in einer christlich-charismatischen Gemeinde in Berlin, die hauptsächlich von Westafrikanern besucht wird; das zweite Beispiel zeigt eine Unterrichtssituation und die »Wiederholung von Stoff«; das dritte Beispiel zeigt einen Risikoanalysten in einer internationalen Bank, der sich mit den Zahlen eines Unternehmens beschäftigt. Auf die Beispiele folgen Erläuterungen, die den empirischen und analytischen Hintergrund der Codes, die der Ethnograf gewählt hat, darlegen.

### Beispiele aus der Forschung

#### Beispiel: Trauungsgottesdienst

*Die Trauung erschien mir bezogen auf meine Erwartungen wenig sakral und »geordnet«. Pastor Jacob und Gabi, die die Zeremonie simultan vom Englischen ins Deutsche übersetzte, standen ebenerdig in dem etwa 3 x 4 Meter großen Raum zwischen Bühne und erster Sitzreihe. Zunächst rief Pastor Jacob die Brautleute nach vorne, später dann den Brautvater, der in ein »traditionelles« südghanaisches Gewand gekleidet war. Sukzessive bildete sich ein Personenkreis aus 15–20 neugierigen Zuschauern um die zentralen Akteure herum, was ein Gefühl der »Gedrängtheit« erzeugte. Einige Zuschauer gingen während der Zeremonie auf die Bühne, um von oben bessere Fotos machen zu können und überragten dadurch den Pastor und das Brautpaar.*

*Im Zentrum des Geschehens stand Pastor Jacob, Gabi, das Brautpaar und der Brautvater, drum herum die Schaulustigen, die aufgestanden waren, um das Spektakel besser sehen und fotografieren zu können. Zuerst wurde noch ein Anstandsabstand zum Geschehen gewahrt, aber als Pastor*

#### Codes

»Der Ethnograf«  
 »Bühne«  
 Pastor; Brautleute  
 Kleidung  
 Publikum  
 Sakral-Profan  
 Publikum  
 Ritual; Fotos

*Jacob die Kinder nach vorne bat – »die ja solche Anlässe lieben«, wie er sagte – schrumpfte dieser Abstand auf ein Mindestmaß. An einer Stelle intervenierte der Kameramann, der das Geschehen im Auftrag des Brautpaares dokumentierte. Er hatte aufgrund der vielen Menschen Probleme, das Anstecken der Ringe zu filmen. Daraufhin unterbrach Pastor Jakob die Zeremonie kurz, um dem Kameramann einen besseren Blick zu verschaffen. Nach kurzer Pause, in der die Schaulustigen, einen Blickkanal freigemacht hatten, der es dem Kameramann ermöglichte, das Anstecken der Ringe zu filmen, ging die Trauung dann weiter.*

Kinder  
Dokumentation; Medien;  
»medialisierte Realität«  
Ritual; Sakral-Profan

Die Szene ist für ihren Autor aus zwei Gründen analytisch interessant: Erstens zeigt sich in ihr ein Umgang mit dem Ort des Geschehens (einer Kirche) und dem Ritual der Eheschließung, der aus einer deutschen, am Katholizismus oder Lutherismus geschulten Perspektive ungewöhnlich pragmatisch erscheint. Die Akteure scheinen zu ignorieren, dass sowohl der Kirche als auch dem Sakrament der Ehe aus der Sicht anderer christlicher Traditionen (die offenbar der Autor des Protokolls innehat) eine Sakralität innewohnt, die vor allzu großer Profanisierung zu schützen ist. In der beschriebenen Szene drängen Schaulustige in den Kernbereich des Geschehens vor, stehen gar erhöht hinter dem Pastor, das Publikum wird aufgefordert, die Kinder nach vorne zu lassen, damit sie besser sehen können. Es erinnert eher an die profane Szene eines Straßenkünstlers als an die sakrale Szene eines katholischen Eheschließungsrituals. Dieses Moment der Überraschung eines Ethnografen, der aufgrund seines Vorwissens über den Umgang mit christlichen Ritualen in anderen Kirchen eine abweichende Erwartungshaltung hat, wird mit dem Code »sakral-profane« zum Ausdruck gebracht.

Zweitens ist die dominante Rolle des Kameramanns, der das Geschehen aufzeichnet, in der Szene bemerkenswert. Er schafft durch seine Aktivität einen Nebenschauplatz. An einer Stelle unterbricht er sogar die Zeremonie, um sie besser filmen zu können. Der Pastor und das Publikum folgen ganz pragmatisch seinen Wünschen, ohne dass dies als ein illegitimer Eingriff in ein sakrales Ritual markiert worden wäre. In gewisser Weise zeigt sich in dieser Situation ein Konkurrenzverhältnis. Kurzfristig wird es unklar, ob der primäre Bezugspunkt des Ereignisses der *Vollzug* der Eheschließungszeremonie oder deren *Aufzeichnung* ist, und ob der Pastor, der die Kontrolle über das Ritual hat, oder der Kameramann, der die Kontrolle über dessen Aufzeichnung hat, die zentrale Figur des Geschehens sind. Es stellt sich in der Szene die Frage, ob die Aufzeichnung oder Medialisierung der Realität nicht im Begriff ist, die Vollzugsrealität des Rituals an Bedeutung zu übertreffen. Dieses ambivalente Verhältnis zwischen dem Ereignis und dessen audiovisueller Dokumentation sollte mit dem

Code »medialisierte Realität« zum Ausdruck gebracht werden und für den weiteren Forschungsprozess als mögliches Thema markiert werden.

Anderen Codes im Protokoll, wie beim Beispiel »Kleidung« oder »der Ethnograf«, liegen viel weniger voraussetzungsvolle Annahmen zugrunde. Sie dienen lediglich einer groben thematischen Einordnung von vage definierten Textstellen. Auf solche Codes kann zurückgegriffen werden, wenn sich bestimmte Fragestellungen ergeben. Allerdings wird der analytische Aufwand insgesamt klein gehalten. Es bleibt in dem zitierten Beispiel unklar, warum diese Codes an dieser Stelle und nicht an anderen Stellen des gleichen Protokolls eingesetzt wurden: Waren die anderen Personen etwa nicht mit einem »südghanaischen Gewand« bekleidet? Was trugen sie dann? Und war der Ethnograf nur zu Beginn anwesend? Undeutlich bleibt ferner, warum gerade diese Aspekte hervorgehoben wurden und nicht irgendwelche anderen. Dies alles ist aber nicht weiter problematisch. Wenn sich Hinweise auf ein Thema wie »Kleidung« häufen oder neue Fragestellungen auftauchen, können Codes umbenannt oder weiter differenziert werden, die dazugehörigen Textstellen und Szenen können noch einmal intensiver gelesen werden und neu codiert werden. Ein codierter Datenkorpus bleibt bis zum Ende des Forschungsprozesses offen, ein Provisorium, das seine Brauchbarkeit dadurch zeigt, dass es den Bedürfnissen des Ethnografen entsprechend immer weiter verändert werden kann.

Beispiel: *Schulunterricht*

Codes

*Die Einstiegsfrage, die der Lehrer zu Beginn des Unterrichts stellt, lautet: »Was verstehen wir unter Atmosphäre, Eva?« Eva hat sich nicht gemeldet, wird aber vom Lehrer drangegenommen. Zu Beginn ihrer Antwort fährt der Lehrer einem Schüler, der sich noch unterhält, in die Parade: »Florian, jetzt bist du bitte ruhig.« Florian unterbricht dann auch sofort seine Unterhaltung. Eva sagt dann: »Die Hülle ist ein Sauerstoffgemisch, also um die Erde.« Daraufhin der Lehrer: »Das müssen wir genauer wissen« und wartet auf die Fortsetzung der Antwort durch Eva. Als keine Antwort kommt, führt der Lehrer aus: »Um die Erde rum ein Gemisch. Da kann man nicht widersprechen. Aus was besteht das Gemisch?« Der Lehrer schaut weiterhin Eva an, und Eva sagt fragend: »Ja eben Sauerstoff, Stickstoff ja?« Der Lehrer fragt im ironisierenden Ton zurück: »Ja wer fragt wen?« Dann bricht er das Zwiegespräch mit Eva ab und richtet sich an alle: »Wer kann helfen?«*

Reproduktionsfrage  
Schülerin auswählen/  
Zwang  
Disziplinierung  
Schülerantwort/  
Fachbegriffe  
Kommentar  
Schweigen  
Kommentar  
Dran-Sein  
Schülerantwort/  
Fachbegriffe  
rhetorische Frage  
Zurechnung Nicht-Wissen  
alle Schüler auswählen

Der Auszug dokumentiert die Kommunikation zwischen einer Lehrperson und ihren Schülern zu Beginn einer Unterrichtsstunde. Für mit dem Schulunterricht vertraute Leser dokumentiert der Auszug kaum etwas Überraschendes, kaum etwas Neues – denn: Lehrpersonen fragen, Schüler antworten – auch dann, wenn sie nicht immer die Antwort wissen. Was also gibt es hier (ansatzweise) für den Ethnografen codierend zu entdecken? Erkennbar wird zunächst, dass der Autor mit seinen Codes den Beginn des Unterrichts und damit die Wiederholung von Schulstoff erfasst. Er nimmt also eine Kontinuität etablierende Form der Rekapitulierung von schulischem Wissen in den Blick. Diese ist von der Erwartung geprägt, dass das Wissen der letzten Stunde kognitiv verfügbar und damit abrufbar sein sollte. Deutlich wird dies an der Lehrerfrage: Sie wählt ein Thema der letzten Stunde aus und impliziert, dass dieser ›Stoff‹ nacherzählt werden kann (Code »Reproduktionsfrage«). Die Umsetzung dieser Aufgabe zeigt der Lehrperson an, dass sich diese Schülerin das Wissen angeeignet hat (oder eben nicht). Unklar bleibt hier, was die Lehrperson eigentlich weiß, wenn sie weiß, dass *eine* Schülerin Wissen reproduzieren kann. Sagt dies etwas über die ganze Klasse aus? Die Lehrperson wählt dann eine Schülerin aus, die sich ihrerseits gar nicht an diesem Gespräch beteiligen wollte, nun aber nicht anders kann, als zu antworten; sie ist ›dran‹ (Code »Schülerin auswählen«, »Zwang«). Durch seine Beobachtungen weiß der Ethnograf zu diesem Zeitpunkt schon, dass die Schülerin nicht immer gut auf die Fragen der Lehrperson antworten kann. Die Frage, die sich hier stellt, aber in der Codierung nicht erkennbar ist, lautet, ob es einen systematischen Zusammenhang von Unterrichtssequenz (Wiederholung zu Beginn) und Auswahl der Schülerin gibt. Dies würde für eine Verknüpfung von Schwierigkeitsgrad und Schülertyp sprechen. Man sieht, dass der Ethnograf zu diesem Zeitpunkt diese Frage weder in seinem Protokoll noch in seiner Codierung dokumentiert.

Die Codes des Ethnografen machen ferner eine Verschiebung vom Inhalt auf die Form deutlich: In der Antwort der Schülerin hätte die Lehrperson gerne Stichworte wie »Gasgemisch«, »Stickstoff« und »Sauerstoff« gehört, bekommt von der Schülerin aber eine Antwort, in der die Elemente vermischt sind. Auf die zweimalige Rückfrage benennt die Schülerin dann richtig die Anteile an diesem Gemisch. Der Lehrer bezieht sich in seiner Reaktion nur auf das rückversichernde »Ja?« und nicht mehr auf den Inhalt (Code »rhetorische Frage«). Die Ironisierung kennzeichnet die Schülerin als jemanden, die das schulische Ratespiel durch Umkehrung der Frage verletzt und nicht richtig antworten kann, obwohl sie nicht falsch antwortet (»Zurechnung von Nicht-Wissen«).

Neben dieser inhaltlichen Strukturierung des Unterrichts schafft die Lehrperson die Bedingung, dass das Gespräch in dieser Weise stattfinden kann. Sie erinnert einen Schüler an die Rede- und Schweigegebote in der Schule (Code »Disziplinierung«), der Ethnograf vertieft diesen Aspekt hier aber nicht: Gab es weitere Disziplinierungen? An welche Regeln wird erinnert, an welche nicht?

Schauen wir uns noch einen Fall an, bei dem erkennbar wird, dass für das Verständnis des Protokollauszugs einiges Kontextwissen erforderlich werden kann.

#### Beispiel: Risikomanagement

#### Codes

<p><i>Ein Risikoanalyst sitzt vor seinem Rechner und hat ein Programm geöffnet, eine Eingabemaske, in die er die Jahresabschlusszahlen eines Unternehmens eintragen will. Er klickt »New Customer Statement« an und gibt das Datum der Jahresabschlusszahlen ein. Anschließend muss er sich für eine Form der Rechnungslegung entscheiden; er wählt das »Local Commercial Law« aus und nicht den »US-GAAP«. Sein Blick wandert von der Originalbilanz zum Bildschirm, vom Bildschirm wieder zurück zur Originalbilanz. Er beginnt mit der Eingabe der Zahlen bei der Position »Cash and Equivalents«. Er tippt die Ziffern »662«, drückt auf die »Return«-Taste und murmelt: »Zack«. In der virtuellen Tabelle erscheint die Zahl jetzt rechtsbündig gesetzt. Bei der Position »Staff Expenditures« gibt er zunächst die eigentlichen Personalkosten ein, dann die Personalnebenkosten, dann die Sozialkosten – Werte, die das Programm automatisch addiert. Die entsprechenden Zahlen findet er an verschiedenen Stellen in den Unternehmensdokumenten. An einer Stelle erscheint eine Warnung im Programm, die er ignoriert.</i></p>	<p>Zahlen auf Papier/Tabelle Handeln mit Technik/ digitale Zahlen</p> <p>Regelwerk aussuchen zwei Zahlenwelten</p> <p>BWL Kategorie Handeln mit Technik</p> <p>BWL Kategorien</p> <p>Programmierung</p> <p>Eigenständigkeit</p>
--	---

Dieses Beispiel zeigt, eingetaucht in eine Reihe fremdartiger finanztechnischer Begriffe, ein auf den ersten Blick vertrautes Bild: Eine Person sitzt vor einem Bildschirm, hat ein ›Programm geöffnet‹ und erledigt eine bestimmte Tätigkeit mit dieser Software. Auf dem Schreibtisch verteilt liegen verschiedene Unternehmensdokumente (»Jahresabschlusszahlen«) und eine beeindruckend umfangreiche Anleitung der Bank. Das Programm ist, dies weiß der Ethnograf, kein handelsübliches Textverarbeitungsprogramm, sondern eine Software, die die Bank speziell entwickeln ließ. Die Jahresabschlusszahlen eines Unternehmens (etwa die »Bilanz«) werden von der Bank nach eigenen Kriterien in diese Software übertragen und können dann neu berechnet werden. Den Beginn dieser Arbeit beobachtet der Ethnograf. An den Codes, die er notiert, wird erkennbar, dass er die schriftlich dokumentierten Zahlen, deren Übertragung in ein Rechnerprogramm sowie das Zusammenspiel von Mensch und Technik im Blick hat.

In der Wirtschafts- und Finanzwelt sind Zahlen wichtig; durch sie ist – so meinen die Teilnehmer – die externe Welt des Wirtschaftens in den Unternehmen oder Finanzinstitutionen darstellbar und präsent. Die Zahlen (etwa die Jahresabschlusszahlen)

werden aber immer schon aufbereitet präsentiert. Sie erscheinen in einer Tabelle und in ihr sind sie nach betriebswirtschaftlichen Kategorien geordnet und berechnet. Das Problem des Risikoanalytikers ist es nun, dass diese betriebswirtschaftlichen Kategorien nichts darüber aussagen, wie ihre Zahlenwerte ermittelt wurden. Hierzu schweigen die Dokumente. Die ökonomische Darstellung (Code: »Zahlen auf Papier«, »Tabelle«) wird also Schritt für Schritt dekonstruiert und in eine neue Darstellung (Code: »digitale Zahlen«) überführt, mit der die Bank dann ihre eigene Berechnung durchführt, der sie auch trauen kann. Die Darstellung des Unternehmens wird also dekonstruiert. Die Tabelle, in der die Zahlen erscheinen, ist dabei ein interessantes Detail. Als erweiterte Liste erlaubt sie einen synchronen Blick auf verschiedene Zustände des Unternehmens: Der Risikoanalytiker kann relativ schnell erkennen, ob die zeitliche Entwicklung einer ökonomischen Kategorie positiv oder negativ ist oder stagniert. Ein Ethnograf wird daher fragen: Wie vollzieht die Tabelle eine solche Leistung? Was sind ihre rhetorischen Kniffe? Auf solche und weitere Fragen kommt der Ethnograf durch seine Aufmerksamkeit für Details sowie durch die Lektüre kulturwissenschaftlicher Arbeiten über die Wirkung von Medien und Technologien.

Weitere Codes beziehen sich auf die technischen Artefakte und den Umgang mit ihnen. Deutlich wird, dass der Risikoanalytiker im Umgang mit dem Programm geübt ist und auf dessen Aufforderungen zu reagieren weiß: er klickt an, er tippt, er drückt etc. (Code »Handeln mit Technik«). Das heißt: Die Technik, die er nutzt, nutzt auch ihn. Damit sie »rechnen« kann, muss er sie mit Zahlen füttern. Dabei sind die Regeln, nach denen das Programm rechnet, verborgen, nicht sichtbar – eine *hidden calculation*. Wie werden die Formeln ausgesucht und programmiert? Kann der Teilnehmer sie ad hoc ändern?

Aber der Risikoanalytiker ist nicht nur ein geübter und folgsamer, sondern auch ein souveräner Nutzer, der Hinweise des Programms (temporär) ignorieren kann. Er bedient also ein technisches Artefakt, ist hierdurch mit der Welt der Finanzmathematik und Programmierer wie durch einen unsichtbaren Faden verbunden, ihr aber doch nicht ganz ergeben (Code »Eigenständigkeit«). Er bedient aber nicht nur die Technik, sondern kann auch mit dem umgehen, was sie darstellt. Er wählt einen Standard aus und er weiß, was bestimmte betriebswirtschaftliche Kategorien bedeuten. Mit der Wahl des »Local Commercial Law« sucht er beispielsweise eine Form der Rechnungslegung aus, mit der er flexibler umgehen kann. Aber kann er dies selbstständig entscheiden, oder ist es festgelegt? In der praktischen Umsetzung pendelt der Teilnehmer zwischen der Unternehmensbilanz und der Eingabemaske hin und her. Beide sind für ihn unterschiedlich bedeutsam: Mit der fertigen, aber auch opaken Unternehmensbilanz generiert er eigene Zahlenwerte, und wie in einem hermeneutischen Vorgehen sucht er den Sinn »hinter« den Zahlen auszumachen und Stück für Stück in eine neue Darstellung (Code »zwei Zahlenwelten«) zu bringen.

### Die Arbeit an den Kategorien

Die Beispiele zeigen schon an, wie durch das Codieren – das heißt Begriffe finden und sie bestimmten Stellen im Material zuweisen – die Komplexität des empirischen Materials zum Vorschein kommt. Darüber hinaus wächst die Zahl der Codes kontinuierlich an, die der Ethnograf durch die Materialerschließung gewinnt. Es empfiehlt sich daher, diese Codes in eine separate Liste zu bringen und zu ordnen. Zu ordnen heißt – dies hatten wir oben angedeutet – Klassen oder Familien von Codes zu bilden, die ähnliche oder vergleichbare Themen ansteuern. Beispiele für solche Codeklassen sind: Lehreräußerungen, eine Rechnung durchführen, eine Trauung vollziehen. Unter der Rubrik Lehreräußerungen würden dann beispielsweise Lehrerfragen, Lehrerkommentare, disziplinierende Äußerungen, lobende Äußerungen etc. gesammelt. Sie würden aber nicht nur in einer losen Liste gesammelt, sondern selbst noch einmal entsprechend ihrer Ähnlichkeit geordnet. Deutlich wird hierdurch, dass es sehr unterschiedliche Formen des gleichen Phänomens gibt; so zeigt sich etwa, dass eine Lehrfrage und eine Lehrerfrage nicht identisch sind, sondern etwas sehr Verschiedenes sein können. Die jeweiligen Kontexte, in denen sie ausgemacht wurden, sind im empirischen Material des Ethnografen dokumentiert. Diese Arbeit an den Kategorien lässt den Ethnografen sein Material in neuer Weise erkennen: In »ganzer Breite« werden Dimensionen und Ausprägungen des sozialen Feldes aufgespannt, das er beobachtete.

Wichtig ist, dass mit dieser Liste der Bezug zum empirischen Material nicht verloren geht. Hier bieten sich der Ethnografen zwei Möglichkeiten: Sie kann die entsprechenden Stellen aus dem empirischen Material, die dem gleichen Code oder Thema zugeordnet sind, kopieren und diese Ausschnitte des Datenmaterials in die Liste der Codes einfügen. Sie erhält dann eine komplexe Liste von Codes und empirischen »Schnipseln«. Oder sie kann die Ausschnitte des Datenmaterials in ein eigenständiges Dokument bringen, so dass zu jeder Codeklasse ein solches zusätzliches Dokument entsteht. Die Entscheidung für die eine oder andere Form ist auch von der Datenmenge abhängig. Es gilt: Je umfangreicher das Material, umso eher empfiehlt es sich, separate Dokumente anzulegen. Beide Formen sind aber gleichwertig. Deutlich wird hier noch einmal, was wir oben schon ausgeführt haben: Die chronologische Ordnung wird zerstört und in eine analytische gebracht.<sup>31</sup>

Diese Listen und Dokumente sind ein einfaches, aber sehr effektives Mittel, um die Vergleichbarkeit von Daten herzustellen. Es zeigen sich sehr schnell Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Szenen, Beschreibungen und Erzählungen. Dies ermöglicht sowohl eine Präzisierung der Begriffsbildung als auch des analytischen

31 In der prä-elektronischen Zeit der Feldforschung schnitten Ethnografen die Protokolle auseinander und ordneten die Schnipsel den Kategorien physikalisch zu. Geradezu greifbar wird in dieser vergangenen Forschungspraxis die Neuordnung des empirischen Materials.

Verständnisses von einem Phänomen. Die Gegenüberstellung von thematisch verwandten Daten macht Muster sozialer Praxis leichter erkennbar und lenkt die Aufmerksamkeit auf das Spektrum empirischer Variationen innerhalb eines Phänomenbereichs. Die Lektüre von thematischen Datensammlungen führt in der Regel dazu, dass Codes umbenannt, zusammengeführt oder neu unterteilt werden, Hypothesen über die Beziehungen zwischen Codes aufgestellt werden und neue analytische Fragen entstehen, mit deren Hilfe entweder die Interpretation der Daten vorangetrieben oder neue Beobachtungen gemacht werden können.

Durch das Codieren wird eine Vielzahl von Codes und Themen angelegt. In diesem Zusammenhang ist es typisch, dass die Codelisten und Sammlungen von Themenideen rasant anwachsen und schon nach kurzer Zeit ungeordnet und verwirrend erscheinen. Oft werden gleiche Themen mit unterschiedlichen Begriffen oder unterschiedliche Themen mit den gleichen Begriffen bezeichnet. Darüber hinaus beginnt sich die Frage nach dem Verhältnis der Codes untereinander und der Codes zu analytischen Oberthemen aufzudrängen. Man kann an dieser Stelle mit Spradley (1980) fragen, in welcher semantischen Beziehung die Codes zueinander stehen und die Codes nicht nur bündeln, sondern auch strukturieren: Was sind Oberkategorien, was Unterkategorien und welche semantische Beziehung ist relevant?

Wenn die Übersicht über die Codes zusehends verloren geht und das Bewusstsein der Inkonsistenz der Codes zunimmt, wächst auch der Druck, die Codelisten aufzuräumen und neu zu organisieren. Dies führt dazu, die Begrifflichkeit der Codes zu vereinheitlichen, sie zu thematischen Familien zusammenzufassen, sie zu hierarchisieren oder zu vernetzen, Themen zu benennen und zu erläutern, Hypothesen zu formulieren und die Beziehung zwischen Codes und Themen zu klären. Mit dem Entstehen eines Systems von Codes eröffnet sich eine neue analytische Ebene, die zwar noch nah an den Daten ist, die aber eine eigenständige analytische Bearbeitung ermöglicht. Diese analytische Ebene erlaubt es, Zwischenschritte zwischen den Daten und den Themen der späteren Texte zu machen. Diese bereiten die spätere Textproduktion vor und erhöhen die Bindung zwischen den Themen und den Daten.

Wenn sich vielversprechende analytische Themen abzeichnen, empfiehlt es sich, nach der ersten Phase des offenen Codierens eine zweite Phase des sogenannten axialen Codierens anzuschließen. Hierbei soll nicht mehr alles nach allen möglichen Kriterien codiert werden, sondern das Datenmaterial soll nur auf bestimmte Codes und Themen hin durchsucht und codiert werden. Mit den bereits gemachten Codierungserfahrungen im Hinterkopf, ergibt sich so oft eine erhöhte Sensibilität für die Nuancen eines Themas. Axiales Codieren ermöglicht aufgrund einer thematischen Einengung systematischere Unterscheidungen und Fortschritte in der Themenentwicklung.

### Merkmale und Funktionen des Codierens

Zusammenfassend stellen wir noch einmal fünf Merkmale und Funktionen des Codierens heraus, die im vorangegangenen Teil bereits angesprochen wurden:

Erstens geht es beim Codieren um *Benennungen*. Erforderlich ist, Implizites zu explizieren, Geahntes und Gespürtes in Sprache und Schrift zu überführen. Da abstrahierende Kategorien für konkrete Schilderungen gefunden werden müssen, stimuliert das Codieren das analytische Denken und ermöglicht Übergänge zwischen den Daten und den späteren Textprodukten.

Zweitens ermöglichen Codierpraktiken *Vergleiche*. Mittels Listen, in denen Daten zu einem Thema oder einem Code zusammengeführt werden, können singuläre Ereignisse und Beobachtungen auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten zu anderen Ereignissen hin befragt werden. Gleiches und Verschiedenes wird so leichter ersichtlich und es können neue analytische Einheiten gebildet und Hypothesen entwickelt werden.

Drittens ist das Codieren ein *Sortierverfahren*. Mittels der Codes werden Beobachtungen, Ereignisse und Aussagen analytischen Themen zugeordnet und zu umfassenderen Sinneinheiten zusammengefasst. Während die Daten zunächst meist chronologisch und sequenziell – das heißt in der zeitlichen Aufschichtung der ethnografischen Erfahrung – organisiert sind, entstehen durch den Prozess der Codierung thematisch fokussierte Textsammlungen, die inhaltlichen Kriterien folgen. Dies fördert das Entstehen einer analytischen Ordnung, die eine abstrahierende Distanz zu der Detailfülle der Daten schafft und einen wichtigen Schritt auf dem Weg zum Fallverstehen darstellt. Darüber hinaus erleichtert eine gute Codesortierung die spätere Textproduktion, indem sie es durch ihre thematische Gliederung ermöglicht, schnell auf Daten zuzugreifen; etwa um Zitate auszuwählen oder Interpretationen noch einmal zu überprüfen.

Viertens forciert der Prozess des Codierens das *Relationieren* von Daten, Codes und Themen. Dies kann in der Form von Hypothesen, von Memos, in denen ein Gedanke oder ein Argument niedergeschrieben wird, oder auch von Diagrammen, in denen Zusammenhänge grafisch dargestellt werden, geschehen. Beim Nachdenken über den Zusammenhang zwischen Daten, Codes und Themen entstehen auch neue Fragen, die an die Daten gerichtet werden können bzw. die zu neuen Beobachtungen führen.

Fünftens entwickelt sich durch die Relationierung der Codes eine analytische *Metastruktur*, die sich über die Daten legt und sich als eigenständige Sinnstruktur bearbeiten lässt. Dies verschafft einen Distanzierungsgewinn, durch den sich anders über den Zusammenhang von Daten und Themen nachdenken lässt als anhand von Beschreibungen. Es lassen sich leichter abstrakte Gedanken und Hypothesen entwickeln, die wiederum in folgenden Analyseschritten anhand des Datenmaterials bestätigt oder entkräftet werden können. In diesem Kontext ist zu beachten, dass sich die Codierungen in aller Regel nicht in eine einzige einheitliche Metastruktur, eine Art verborgenen

Masterplan, fügen. Vielmehr erwachsen mehrere alternative, sich überschneidende und unterschiedlich fokussierende Metastrukturen. Diese entsprechen unterschiedlichen Perspektiven auf die Daten und unterschiedlichen Schwerpunktsetzungen, die im Rahmen der Codierung auch erst einmal so nebeneinander stehen bleiben können.

Mit der Hilfe einer *Themenhierarchie* lässt sich dann das Material neu ordnen. Es wird wie gesagt aus seiner chronologischen Struktur gelöst, sodass einzelne Protokolle mit anderen unter einer ausgewählten Themenstellung gruppiert werden. Für diesen Umbruch des gesamten Textkorpus können spezielle Computerprogramme eine Hilfe sein. Es gibt inzwischen eine ganze Reihe von ihnen für ethnografisches Arbeiten (etwa Atlas-TI, The Ethnograf, MAXQDA). Sie heißen etwas irreführend Datenanalyseprogramme, können aber natürlich keine intelligente Codierung und Interpretation des Materials leisten. Was sie anbieten, ist eine Unterstützung bei der Reorganisation der Daten. Dabei lösen Computer im Wesentlichen weitere Gedächtnisprobleme: Schon die Suchfunktion gewöhnlicher Textverarbeitungsprogramme macht es möglich, bestimmte Stellen in einem großen Datenkorpus anhand erinnerter Stichwörter wiederzufinden. Weiter können solche Programme das Ausschneiden von Textsegmenten und Rekomponieren unter neuen Ordnungskriterien erleichtern, einen Prozess des Collagierens, der Textsegmente dekontextualisiert und rekontextualisiert. Spezifischere Datenverwaltungsprogramme erhöhen darüber hinaus das Tempo, mit dem man identisch codierte Textsegmente neu zusammenstellen kann, sie reduzieren also das Risiko, dass man zuerst auf solche Protokolle zurückgreift, an die man sich am besten erinnern kann. Schließlich erleichtern solche Programme das Austauschen und Verfeinern von Codierungen, können also dazu beitragen, dass man sich nicht allzu schnell auf bestimmte, einmal getroffene Codierungsentscheidungen verlässt.

Datenanalysesoftware kann den Prozess der Organisation der Codes und der Code listen erleichtern, weil sie durch Such- und Selektierwerkzeuge, durch einfache Prozeduren des Zusammenführens und Umbenennens von Codes sowie durch Hyperlinks zwischen verschiedenen Textgenres (Memo, Code, Dokument) und Typen von Dokumenten (Texten und Bildern) das Erstellen von thematischen Materialsammlungen und Vernetzungen von Daten unterstützt. Grundsätzlich lassen sich die hier beschriebenen analytischen Aktivitäten aber auch ohne Analysesoftware durchführen.

Wir fassen zusammen: Codieren ist die Kategorisierungstätigkeit eines Lesers, der aus einem zufällig und chronologisch angewachsenen Datenkorpus allmählich mittels Schlagwörtern und Begriffshierarchien eine thematisch-analytische Ordnung entwickelt und mit ihrer Hilfe eben diesen Korpus umstrukturiert.

### 4.3 Unterwegs zum Detail: Fallanalysen

Bei der im vorangehenden Kapitel dargestellten Vorgehensweise liest der Ethnograf den Datenkorpus aufmerksam durch und macht sich mit seiner Empirie wieder vertraut. Beim offenen Codieren ging es um eher großflächige Lektüren und die Suche nach einer den Datenkorpus übergreifenden analytischen Ordnung. Wir hatten gezeigt, dass hiermit eine *Arbeit an den Kategorien* (»Liste«) verbunden ist: Sie werden geordnet und in eine Hierarchie gebracht; ferner werden Auszüge aus den empirischen Daten, aus denen Kategorien gewonnen wurden, eben diesen Kategorien zugeordnet – sei es in der gleichen Liste, sei es in einem neuen Dokument. In der Darstellung und Erläuterung der empirischen Beispiele wurde ebenfalls deutlich, dass die Kategorien die Komplexität des Geschehens wenn auch nicht vollständig, so doch recht gut erfassen können. In diesem Kapitel geht es darum, zu zeigen, wie aus dem empirischen Material Details herausgearbeitet werden können, die für soziale Phänomene, Situationen oder Fälle gekennzeichnet sind, die die Ethnografin erforschte. Dabei wechselt der Ethnograf in einen anderen Analysemodus, und zwar in die Fallanalyse.

Während das oben beschriebene offene Codieren auf den Durchgang durch das Gesamtmaterial abzielt, setzen Fallanalysen am Exemplarischen an. Dabei ist der Fall nicht bloß ein *Beispiel* für oder von etwas, der Fallanalyse liegt vielmehr die Vermutung zugrunde, dass sich aus dem Partikularen immer auch Verallgemeinerbares erkennen lässt. Sie geht davon aus, dass das Allgemeine nur in Form des Konkreten existiert und es Arbeit am Fall bedarf, um herauszuarbeiten, welche allgemeinen Bedingungen, Strukturen oder Konstellationen für den spezifischen Fall kennzeichnend sind. Diese Generalisierungen lassen sich wiederum vom Fall lösen und auf neue Fälle anwenden.

Wir haben oben dargestellt, dass auch das Feld als Ganzes natürlich ein Fall neben anderen ist, der nach forschungsstrategischen Gesichtspunkten ausgewählt wird. Innerhalb eines Feldes gibt es aber natürlich viele weitere Fälle, die nebeneinander bestehen. Dabei kann es sich um Situationen oder Ereignisse, um Aktivitäten oder Personen, um Interviews oder Beschreibungen, um die Darstellung räumlicher oder technischer Settings oder um interessante Dokumente handeln. In diesem Sinne ist der Fall eine partikuläre Einheit der Daten, die viel versprechend erscheint, um Erkenntnisse, neue Perspektiven und auch Generalisierungen über ein Feld und seine Struktur, über Verfahren und Dynamiken gewinnen zu können. Mit anderen Worten: Fälle konstituieren sich – wie Themen – an der Schnittstelle zwischen jenen Sineinheiten, die bereits in den Daten enthalten sind (Situationen, Ereignisse, Handlungen, Personen, Gruppen, Biografien etc.) und dem analytischen Erkenntnisinteresse, daraus Generalisierungen für die eigene Studie abzuleiten.

Die Relevanz eines Falles erschließt sich nicht darüber, wie repräsentativ er für ein Feld ist, sondern vielmehr darüber, wie valide und generalisierbar die Schlussfolgerungen sind, die sich daraus ableiten lassen (Mitchell 2006: 26). Außergewöhnliche